

The logo for 'bookshouse' features a stylized house icon with a leaf-like shape above it, followed by the text 'bookshouse' in a lowercase, sans-serif font.

*Sandra
Floresan*

Paranormal Romance

KXL-LESEPROBE

Schattenrot

Sandra Florean
Schattenrot

Das Buch:

Lange Jahrhunderte hat die Seherin Seraphina ihr Volk, die Mutanten, beim Kampf gegen die Vampire unterstützt. Mit den Jahren ist sie müde geworden und hegt nur noch einen Wunsch: ihren geliebten Heiler Nathaniel aus der Sklaverei zu befreien. Auch auf die Gefahr hin, die Freundschaft zu der Vampirin Kat damit zu zerstören, wendet sie sich mit einem tollkühnen Plan an ihre Feinde – die Vampire – und setzt damit nicht nur ihr Leben aufs Spiel.

Die Autorin:



Sandra Florean wurde 1974 in Kiel als echte Kieler Sprotte geboren und fühlt sich dem Norden nach wie vor verbunden. Nach ihrer Fachhochschulreife absolvierte sie eine kaufmännische Ausbildung und arbeitet als Sekretärin. Nebenberuflich ist sie selbstständig als Schneiderin für historische und fantastische Gewandungen und hat damit eines ihrer Hobbys zum Beruf machen können. Zum Schreiben kam sie bereits als Jugendliche, wobei Fantasy und Vampire schon immer ihre Leidenschaft waren.

www.sandrafloean-autorin.blogspot.de

Außerdem erschienen:

Mächtiges Blut – Nachtahn 1 (03/2014)

Bluterben – Nachtahn 2 (10/2014)

Gefährliche Sehnsucht – Nachtahn 3 (04/2015)

Blutsühne – Nachtahn 4 (12/2015)



Sandra Florean

Roman





Kostenlose XXL-Leseprobe

Besonders langes Lesevergnügen zum Reinschnuppern:

Die bookhouse XXL-Leseproben umfassen
etwa 20 bis 25 % des Buchinhaltes.

Schattenrot
Sandra Florean

Copyright © 2016 at Bookhouse Ltd.,
Villa Niki, 8722 Pano Akourdaleia, Cyprus
Umschlaggestaltung: © at Bookhouse Ltd.

Coverfotos: www.shutterstock.com

Satz: at Bookhouse Ltd.

Druck und Bindung: CPI books

Printed in Germany

ISBNs: 978-9963-53-314-5 (Paperback)
978-9963-53-412-8 (E-Book .pdf)
978-9963-53-413-5 (E-Book .epub)
978-9963-53-414-2 (E-Book Kindle)


www.bookhouse.de

Urheberrechtlich geschütztes Material

*Für meinen Mann,
der meine Fragen und Monologe mit so viel Geduld
ertragen hat.*

Prolog

Mutation (lateinisch mutare = verändern)

 Als Mutation wird eine dauerhafte, nicht umkehrbare Veränderung des Erbguts bezeichnet. Mutationen verändern die Zellstruktur und können Auswirkungen auf die äußerlichen Merkmale eines Individuums haben und sogar ihre Lebens- und Leistungsfähigkeit beeinträchtigen.

Sie treten entweder spontan auf oder werden durch äußere Einflüsse, wie (radioaktive) Strahlung oder erbgutverändernde Substanzen (→ *Vampirblut*), verursacht.

Individuen mit einer Mutation werden Mutanten genannt. Ist die Mutation noch nicht ausgebrochen, die Erb-anlage in Form eines MR-Gens jedoch vorhanden, bezeichnet man ein solches Individuum als Schläfer.

Mutationen gehören zu den Evolutionsfaktoren und nehmen Einfluss auf die Artenvielfalt und Weiterentwicklung des Lebens auf der Erde. Manchmal erfolgt eine natürliche Selektion, damit sich bestimmte Mutationen nicht auf die ganze Welt ausweiten können. Diese Selektion kann in Form von kurzlebigen Mutanten erfolgen oder indem die Natur ihnen einen Feind gegenüberstellt (→ *Vampire*).

Auszug aus dem *Lexikon der Geschichte der Mutanten*

Kapitel 1

*D*er Wagen hielt mit einem Ruck, und die Tür wurde aufgerissen.

»Hier ist es?«, fragte der Hauptmann im gewohnt harschen Tonfall.

Seraphina nickte und griff nach Nathaniels Hand, damit er ihr aus dem hohen SUV helfen konnte. Sie fühlte sich schwach und zittrig, als hätte sie Fieber, aber sie wusste, dass es nicht ihre eigenen Empfindungen waren. Eiskalter Wind, schwer vom Geruch nach Seetang und Salz, obwohl der Hafen gut zwei Meilen entfernt war, schlug ihr ins Gesicht. Es war hell außerhalb des verdunkelten Autos, mit dem sie quer durch die Stadt gerast waren. Ein zweiter Wagen hatte hinter ihnen gehalten, und sie hörte Stiefel von einem Dutzend Krieger um sich herumlaufen.

»Dort geht es zur U-Bahn.« Hauptmann Elsmann erteilte ruhig und routiniert seine Befehle. »Jensen und Polak, ihr bildet das Schlusslicht und unterstützt den Heiler, damit es schneller geht. Los jetzt.«

Sie wurde am Ellenbogen gepackt und vorwärts geschoben und spürte Nathaniel, der protestierend schnaufte, an ihrem anderen Arm. Obwohl sie ihn nicht sehen konnte, konnte sie sich sein missbilligendes Gesicht gut vorstellen. Es war seine Aufgabe, für ihr Wohlergehen zu sorgen. Von fremden, kraftvollen Händen über den rauen Asphalt gezerrt zu werden, passte nicht zu seiner Auffassung von gutem Benehmen einer Seherin gegenüber. Seraphina kümmerte es nicht. Ihr ging es einzig und allein um den Zustand des Mutierenden. Sie stemmte sich mit aller Kraft gegen den Krieger, der sie zu den Stufen der U-Bahn zerrren wollte. »Sie ist nicht dort unten.«

Zusätzlich zu dem Schwindel- und Schwächegefühl kamen die Schmerzen. Noch war es eher ein Vorbote der Pein, die gleich über sie hereinbrechen würde. Bald würde er bis zur Unerträglichkeit anschwellen, ehe sie davon die Besinnung verlor.

»Da unten ist sie nicht«, wiederholte Nathaniel an ihrer Stelle mit mehr Bestimmtheit, als sie ihm zugetraut hätte.

Eilige Schritte kamen auf sie zu.

»Was soll das heißen, sie ist nicht da unten?«, fragte der Hauptmann, erfolglos bemüht, sich seine Ungeduld nicht anmerken zu lassen.

Sie waren seit drei Stunden auf der Suche nach dem Mutierenden kreuz und quer durch die Stadt gefahren. Ihrer aller Nerven lagen blank. Seraphina war verwirrt, sie hatte sie oder ihn bisher nicht einwandfrei orten können. Hauptmann Elsmann hatte wenig Verständnis für ihre ungewöhnliche Unsicherheit. Für ihn zählten Ergebnisse. Und die sollten möglichst schnell und ohne großes Aufsehen erzielt werden. Es war seine Aufgabe, die Mission erfolgreich und reibungslos zu Ende zu bringen.

Seraphina versuchte, ihn zu ignorieren und konzentrierte sich stattdessen auf das, was sie hinter ihrer unmittelbaren Umgebung sah. Sie konnte sie spüren. Die Angst und Verzweiflung des Mutierenden. »Wir sind ganz nah«, flüsterte sie, den Blick nach innen gerichtet.

Sie musste endlich den rettenden Faden finden, der zu demjenigen führte, dessen Empfindungen sie bereits fest in ihren Bann gezogen hatten. Plötzlich war sie da. Die Verbindung, die ihr die vergangenen Stunden versagt geblieben war. Sie konnte den Mutierenden sehen. Es war ein Mädchen mit blonden Haaren und einem Tweety-T-Shirt.

»O Gott, sie ist noch ein Kind«, flüsterte sie und wäre fast zusammengebrochen.

Nathaniels warme Hände griffen nach ihr und stützten sie. Sie horchte tiefer in sich hinein. Der kalte Wind

zerterte an ihren Haaren, hob sie hoch und ließ sie für einen Moment in der Luft schweben, ehe er sie ihr ins Gesicht peitschte. Füße scharrten ungeduldig auf dem Asphalt. Hauptmann Elsman grunzte.

»Sie ist dort oben.« Seraphina wies in die Richtung, aus der die Schmerzen kamen.

Plötzlich war es still. Sie hatte keine Ahnung, was sich dort befand, wo sie das Opfer spüren konnte. Ihre Augen waren blind. Was sie sah, waren Energieströme, Emotionen und Auren.

»Bist du sicher?«, raunte Nathaniel ihr zu.

Sie nickte.

»Verdammt«, fluchte Elsman. »Ich hoffe, dass Ihr recht habt, Seherin. Ansonsten müssen wir die Kleine ihrem Schicksal überlassen.«

»Ich kann sie deutlich spüren. Sie ist dort oben«, beharrte Seraphina.

Der Hauptmann antwortete nicht, sondern schickte seine Leute in drei Teams los. »Du wirst die Seherin tragen, Jensen, damit es schneller geht«, befahl er.

Im nächsten Moment fand sie sich in muskulösen Armen wieder, die sie mühelos hochhoben. Ihr Träger setzte sich in Bewegung. Seraphina klammerte sich an ihn, als er sein Tempo beschleunigte. Die Krieger ihrer Spezies waren ausnahmslos lebende Kampfmaschinen – groß, breit, außergewöhnlich stark und effektiv. Nathaniel hatte bestimmt Mühe, mit Jensen Schritt zu halten. Er war ein Heiler, und zwar nicht unsportlich, aber doch eher von schlanker Statur. Dennoch hörte sie seinen schnellen Atem genau neben sich. Nathaniel würde eher sterben, als sie diesen ungehobelten Kriegern zu überlassen. Wobei die Krieger viel zu viel Respekt vor ihr, einer Seherin, hatten, um ihr ernsthaft zu schaden. Man wusste jedoch nie.

Hauptmann Elsman trieb seine Männer erneut zur Eile an. Jensen hechtete mehrere Stufen hoch, und seine

Schritte hallten von den Wänden eines Tunnels oder einer Unterführung wider.

»Ich hoffe, Ihr irrt Euch dieses Mal nicht, Seherin.«

»Nathaniel, wohin laufen wir?«, fragte sie keuchend. Die Verwandlung hatte begonnen, die Schmerzen wurden schlimmer. Wenn sie die Mutierende nicht bald fanden, wäre Seraphina den Kriegern keine große Hilfe mehr. Sobald die Mutation eingesetzt hatte, würde sie dem Schmerz erliegen und ohnmächtig werden.

»Sie ist in einem Studentenwohnheim an der Uni«, antwortete Nathaniel. »Es ist fünfstöckig. Und die Sonne ist bereits aufgegangen.«

Eine Tür wurde aufgestoßen, und sie spürte die Wände des Gebäudes wie einen schützenden Mantel um sich. Jensen blieb stehen. Er war nicht einmal außer Atem.

»Gleich wird es hier vor Schaulustigen nur so wimmeln«, sagte Hauptmann Elsman. »Und dann haben wir ein ernsthaftes Problem, Seherin. Ich werde nicht meine besten Männer für das Leben einer Frischmutierten riskieren. Ich hoffe für Euch, dass Ihr wisst, hinter welcher gottverdammten Tür sie liegt.«



Ich setzte mein bestes Beamtinnenlächeln auf, ohne dabei meine Zähne zu zeigen, und trat an den abgenutzten Treppen heran. »Ich möchte zu Johnny Sparks.«

»Und Sie sind wer?«, fragte der übergewichtige Polizist und blickte gelangweilt über den Rand seiner Lesebrille zu mir auf.

Er war nicht der Typ Mann, den Frau mit einem netten Lächeln beeindrucken konnte. Sein schütteres Haar und der leicht verhärmtete Gesichtsausdruck sagten mir, dass er kurz vor der Pensionierung stehen musste und deshalb Tresendienst schob. Die kleinen Augen hinter der dicken Brille

hatten mit einem Blick alle Einzelheiten an mir registriert und kategorisiert. Ich war vorbereitet. Die rotbraunen Haare ordentlich hochgesteckt, ein wenig Rouge und Wimperntusche aufgelegt, trug ich ein todschickes schwarzes Kostüm, bestehend aus einem kurzen Rock und einer taillierten Blazerjacke. Um den Hals eine Perlenkette. Da ich nicht besonders groß war, gerade mal einen Meter zweiundsechzig, hatte ich hohe Pumps angezogen, auch wenn ich bequeme Stiefel vorzog. »Katelyn Stanton. Seine Anwältin.«

»Ausweis bitte und dann hier eintragen.«

Er schob mir die Besucherliste auf einem Klemmbrett mit einem festgebundenen Kugelschreiber daran zu. Ich hielt ihm meinen Ausweis hin, trug mich ein und wartete, bis er in aller Seelenruhe nach dem Telefonhörer griff und einen seiner Kollegen anrief, der mich zu dem Gefangenen bringen sollte.

»Sie können dort ...«

»Ja, ja, ich weiß schon«, sagte ich mit einem Lächeln und ging zu den drei Plastikstühlen, die an der gegenüberliegenden Wand standen. Das »Wartezimmer«.

Es war noch nicht Mitternacht, und ich hatte bereits eine Aufräumaktion hinter mir. Ein junger Vampir, der eine ganze Familie ausgelöscht hatte und dabei nicht gerade behutsam ans Werk gegangen war. Unglücklicherweise wurde die Nachbarin, angelockt von den Schreien der Ehefrau, Zeugin dieses Massakers, sodass ich ihre Erinnerungen daran hatte löschen müssen. So hatte ich allerdings gleich die Gelegenheit genutzt, den Opfern einen angemessenen Tod zu verschaffen. Familie Richardson war beim Zelten bedauerlicherweise von einem Rudel hungriger Wölfe angefallen worden und dabei umgekommen. Die Menschen waren halt nicht für die Wildnis geschaffen. Die vier Leichen sowie eine nagelneue Zeltausrüstung hatte ich zusammen mit meinem Assistenten Emilio in das nahe gelegene Waldstück geschickt, wo er diesen schrecklichen Angriff inszenieren

würde. Ich hätte mich gern selbst darum gekümmert, ein Vampir im Gefängnis hatte allerdings Vorrang.

Ich musste nicht lange warten, bis ein Officer mit kraftvollen Schritten den Gang mit dem dreckig grünen Linoleumboden entlangkam. Seine braunen Haare waren ordentlich gestutzt und mit Wetgel frisiert. Er war fast einen Kopf größer als ich und hatte das sonnengebräunte und kräftig durchblutete Gesicht eines Menschen, der gern an der frischen Luft war. Früher stand ich auf Uniformen. Das hatte sich grundlegend geändert, seit ich ein Vampir war. Uniformen bedeuteten meistens Ärger. Der aufmerksame Blick des Officers, als er mir scheinbar ungezwungen die Hand hinstreckte, ließ mich trotz aller Vampirkräfte auf der Hut sein.

»Mrs. Stanton?«

»Miss«, korrigierte ich automatisch und ergriff seine warme Hand.

»Miss Stanton«, wiederholte er mit schiefem, ungemein sympathischem Lächeln. »Ich bin Officer Patrick McGrady. Ich werde Sie zu Mr. Sparks bringen.«

»Danke schön«, sagte ich und strahlte ihn an. »Officer McGrady.«

Officer McGrady sah zum Anbeißen aus – im wahrsten Sinne des Wortes –, und ich war durstig. Er wies den Gang entlang und ließ mich vorgehen. »Sind Sie der Polizist, der ihn verhaftet hat?«, fragte ich mit einem Blick über die Schulter.

Ich erappte ihn dabei, wie er mir auf das Hinterteil starrte. Er nickte und wurde rot, was seinem rundlichen Gesicht mit der großen Nase und dem Grübchen am Kinn gutstand. Ich unterdrückte ein Schmunzeln und bat ihn, mir zu erzählen, was passiert war.

»Ich war auf Streife und hab den Verdächtigen am Tatort überrascht. Er kauerte über dem Leichnam des Opfers. Es war offensichtlich, dass er sie umgebracht hatte. Überall auf seiner Kleidung war Blut. Ich hab ihn sofort in Gewahrsam genommen. Er hat nicht versucht, zu fliehen. Zu Anfang

schien er nicht zu begreifen, was mit ihm geschah. Erst hier kam er zu sich und verlangte sofort lautstark, jemanden anrufen zu dürfen. Ich glaube nicht, dass Sie ihn hier herausbekommen, Miss Stanton. Die Beweislage ist eindeutig.«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein«, erwiderte ich und lächelte.

Wir waren unten angekommen. Der Gestank nach Schweiß, Urin und sonstigen menschlichen Ausscheidungen schlug mir dick und unangenehm entgegen. Hier wurden nicht nur auf frischer Tat Ertappte in Untersuchungshaft genommen. In den Zellen links und rechts des gelb gestrichenen Flurs schliefen auch Obdachlose ihren Rausch aus. Ich war schon oft hier gewesen und jedes Mal entsetzt darüber, dass Menschen derart stinken konnten, ohne sich darum zu kümmern.

Mein Begleiter war stehen geblieben, und ich drehte mich zu ihm um. »Haben Sie noch etwas gesehen, Officer McGrady, das Sie mir erzählen wollen?«

»Das klingt vielleicht merkwürdig, aber ich hätte schwören können, er hat von dem Blut des Opfers getrunken. Es sah so aus, als hätte er ihr die Kehle aufgerissen. Mit den Zähnen.«

Ich lachte aufgesetzt und tätschelte ihm den Arm. »Sie erlauben sich einen Scherz mit mir, Officer McGrady. Ich glaube nicht, dass Sie etwas Derartiges beobachtet haben. Sie doch auch nicht, oder?«

Ein intensiver Blick, und der appetitliche Officer Patrick zweifelte daran, etwas gesehen zu haben. Er schloss die Zwischentür zu den U-Haft-Zellen auf, blieb vor der dritten Zellentür stehen und entriegelte auch diese.

»Ich würde gern ein paar Minuten mit meinem Mandanten allein reden.«

»Wie Sie wollen. Wenn er zudringlich wird, rufen Sie einfach. Ich warte gleich da vorn und kann in fünf Sekunden hier sein, um Ihnen zu helfen.«

Fünf Sekunden wären bereits zu spät bei einem Vampir, dachte ich, lächelte aber geschmeichelt. Officer McGrady machte einen kleinen Diener und verschwand. Ich betrat die zwei Mal zwei Meter Zelle, sah mich nach versteckten Kameras um und ging auf den Häftling zu. Er war aufgesprungen und sah kleinlaut zu Boden.

»Johnny«, begrüßte ich ihn.

Er schluckte trocken.

»Das ist das dritte Mal diese Woche.« Und ich hatte noch nicht zu Abend getrunken. Ich schlug ihm ins Gesicht, so hart ich konnte. Er ballte die Hände zu Fäusten, wehrte sich jedoch nicht.

Johnny war doppelt so alt wie ich, gut zwei Köpfe größer und breit wie ein Schrank. Er war aufbrausend und undiszipliniert. Es war nicht das erste Mal, dass ich ihm den Arsch retten musste, und es würde auch nicht das letzte Mal sein. Johnny war einer der Vampire, die in ihrer ungesunden Aufgeblasenheit meinten, mit der Unsterblichkeit gleichzeitig Unantastbarkeit erlangt zu haben. Es musste eine unbeschreibliche Demütigung für ihn sein, von einer Frau geschlagen zu werden und sich nicht wehren zu können. Ich war nicht nur diejenige, die hinter Idioten wie ihm aufräumte und damit für die Sicherheit aller Vampire in und um Blackchapel herum sorgte. Ich war auch der Liebling von Victor und Aaron, dem mächtigen Zwillingspaar, das über das gesamte Südliche Territorium herrschte. Im Gegensatz zu ihm war ich unantastbar und genoss es.

»Dieses Mal werde ich es Victor melden«, verkündete ich und machte mich bereit zu gehen.

Johnny kam blitzschnell vor mich, das Gesicht eine Maske aus Reue und Furcht. »Bitte nicht, Kat, ich werde mich zukünftig benehmen. Versprochen.«

»Zu spät, Johnny. Du hattest deine Chance«, sagte ich und sah, wie die Wut von ihm Besitz ergreifen wollte.

Er wehrte sich dagegen und kniff die Lippen zusammen. Ich hielt seinem Blick stand. Er wusste, wenn er die Hand gegen mich erhob, würde das sein Ende bedeuten. Und ihm war klar, dass ich wusste, dass er es wusste. Was ihn zusätzlich verärgerte.

»Ich kann dir Drogen besorgen. Oder Blut«, sagte er.

»Das kann ich mir alles selbst besorgen, Johnny. Ich bin kein Frischling mehr.«

»Mutantenblut«, flüsterte er und grinste siegesgewiss.

Das Blut von Mutanten war die ultimative Droge für uns Vampire. Besser als alle Drogen, Sex und Menschenblut auf einmal. Und es war selten. In Blackchapel gab es keine Mutanten. Dafür sorgte Victor, weil sie zu viel Unruhe unter den jungen Vampiren auslösten. Außerdem waren sie gefährlich. Deshalb war es unwahrscheinlich, dass gerade ein Idiot wie Johnny Sparks an deren Blut herankommen konnte.

»Kein Interesse«, sagte ich, was er mir jedoch nicht abnahm. »Auch das werde ich allerdings Victor berichten. Also kommt auch noch Bestechung zu deinem Untaten-Konto hinzu.«

Johnny stöhnte, als hätte ich ihn erneut geschlagen. Ich benutzte eindeutig zu oft die Victor-Karte. Aber, hey, jeder musste sehen, wo er blieb.

Bisher genoss ich den Ruf, professionell und unerbittlich zu sein – so sollte es nach Möglichkeit bleiben. Ich tat meine Arbeit als Leiterin des Aufräumkommandos gern, weil ich sie gut konnte. Die Alternative war ein Job im Club *Velvet Lust*. Keine besonders verlockende Vorstellung, als Kellnerin oder Stripperin zu arbeiten –, zumindest nicht für mich. Außerdem konnte ich so die ganze Nacht auf Tour sein und musste weder Victors noch Aarons Gegenwart ertragen. Obschon ich ihr Liebling war, verhielt es sich andersherum nicht so.



Behutsam legte Nathaniel sie ab. Der Einsatz hatte Seraphina mehr geschwächt, als sie zugeben mochte. Nathaniel hatte sie den ganzen Weg vom Wagen bis in ihre Räume tragen müssen, was in ihr ein zutiefst beschämendes Gefühl hervorgerufen hatte. Ihm hatte es nichts ausgemacht, Seraphina jedoch verabscheute diese Schwäche und die daraus entstehende Abhängigkeit. Sie hasste es, dass sie ständig jemanden brauchte, der ihr half und sie unterstützte. Und sie hasste es, dass der liebevolle Nathaniel dieser Jemand sein musste.

»Du musst wieder zu Kräften kommen«, sagte er und zog ihr Schuhe und Hose aus. »Lass mich dich kurieren.«

Jede Vision, jedes Aufspüren eines Mutierenden kostete sie Kraft, die nur er ihr wiedergeben konnte. Er war seit acht Jahren ihr fester Heiler, half ihr bei alltäglichen Dingen, begleitete sie während der Rettungsmissionen und schenkte ihr danach seine Lebensenergie. Tagtäglich waren sie zusammen, wohnten sogar im gleichen Haus. Welche Wünsche sie auch immer äußerte, er erfüllte sie ihr. Er war ihr Diener. Auch wenn er es nicht so sah, beschämte sie die Vorstellung. Nathaniels besondere Fähigkeit, die Selbstheilung eines anderen Mutanten zu beschleunigen, hatte ihn zu ihrem Sklaven gemacht.

Sie wusste, dass sie nicht schön war. War sie als normaler Mensch nicht gewesen, und seit ihrer Verwandlung vor über zweihundert Jahren erst recht nicht mehr. Nathaniel ließ sich jedoch nichts anmerken. Hatte er nie und würde er nie. Es war seine Aufgabe, sich um sie zu kümmern, ob es ihm gefiel oder nicht.

Mit geschickten, warmen Fingern zog er erst sie und dann sich aus und legte sich zu ihr unter die Decke. Sein Körper glühte, wie er es immer tat. Alle Mutanten hatten erhöhte Körpertemperatur, doch die Heiler unter ihnen verströmten einen Teil ihrer heilenden Kräfte über die Körperwärme. Es tat Seraphinas schmerzenden Gelenken

gut. Die Krämpfe in den Muskeln ließen langsam nach, je länger sie mit Nathaniel zusammenlag. Sie seufzte ungewollt, als sich ihr Körper in dieser Wärme beruhigte.

»Entspann dich, Herrin«, raunte Nathaniel ihr zu und ließ seine warme Hand über ihren ausgezehrten Körper wandern.

Damit kurierte er gezielt die besonders schmerzenden Stellen. Er lag dicht neben ihr, und sie konnte spüren, wie sein Körper auf diese Nähe reagierte. Auch wenn sie ihn nie mit den Augen gesehen hatte, wusste sie, dass Nathaniel schön und gut gebaut war. Sie konnte nicht verstehen, dass es ihn erregte, sie zu berühren.

Seine Hand wanderte behutsam über ihre Beine, ihren Bauch und verharrte schließlich auf ihrer Brust. Sie spürte seine Lippen an ihrem Hals und stöhnte unterdrückt auf, was Nathaniel zum Anlass nahm, mit der Zunge an ihrer Haut hinunterzuwandern und seinen heißen Mund um ihre Brustwarze zu schließen. Sie fühlte seine Zunge um ihre Spitze kreisen, die sich daraufhin sofort verhärtete. Mit der anderen Hand liebkostete er ihre Brust, streichelte sie, drückte sie sanft. Sie lag stocksteif da und versuchte, es nicht zu genießen, denn sie wusste, was als Nächstes kam. Die körperliche Vereinigung würde die Heilung beschleunigen, auch wenn sie nicht nötig war. Sie verabscheute sie. Nathaniel hatte Besseres verdient, als mit einer welken Seherin zu schlafen. Mit Sicherheit hatte er viele Verehrerinnen.

Seraphina war eine von knapp fünfzig Seherinnen auf der Welt, die Mutierende spüren und vor der oftmals sehr schmerzhaften und Angst einflößenden Verwandlung finden konnten. Selbst unter den Mutanten war sie eine Kuriosität. Mit ihrer Mutation waren sowohl ihre Haare als auch ihre Haut komplett ausgebleichen. Sämtliche farblichen Pigmente waren aus ihrem Körper verschwunden. Sogar ihr Blut hatte eine milchige Färbung angenommen.

Sie war erblindet und unfruchtbar geworden. Im Laufe der Jahrzehnte magerte sie immer mehr ab. Sie konnte die Knochen unter der dicken Haut, die sich wie weiches Leder anfühlte, ertasten. Die Visionen kosteten sie Kraft. Ihr Dasein kostete sie Kraft, und ihr Appetit war nie besonders gewesen. Sie hatte bereits etliche persönliche Heiler gehabt, die nur ihr dienten, und die alle im Laufe der Zeit vertrocknet und gestorben waren. Nathaniel erwartete das gleiche Schicksal. Die Heiler gaben den Seherinnen ihre Lebenskraft. Es war eine ehrenvolle Aufgabe, da sie nur besonderen Heilern zuteilwurde. Es gab viele junge Heiler, die sich ein Leben an der Seite einer Seherin wünschten, auch wenn sie dadurch unweigerlich den Tod fanden. Seraphina hatte nie verstanden, warum.

Als sich Nathaniel vorsichtig wie immer zwischen ihre Beine legte und in sie hineinglitt, übertönte sein Stöhnen ihr gequältes Keuchen. Bei keinem anderen Heiler hatte sie diese Vereinigung gestört. Es war nie Lust im Spiel gewesen oder gar Gefühle. Es war eine Notwendigkeit, und so wurde sie von beiden Seiten betrachtet. Warum es mit Nathaniel anders war, konnte sie nicht sagen. Vielleicht lag es an seiner sanften, zurückhaltenden Art? Oder an dem Lachen, das er ihr so oft schenkte, als wären sie mehr als Herrin und Sklave? Vielleicht lag es auch daran, dass ihr Körper von Anfang an unerwartet heftig auf seine Berührungen reagiert hatte.

Sie drehte den Kopf weg und wartete, bis es vorbei war, auch wenn sie sich am liebsten an ihn geklammert, ihn angespornt und ihm ihre Hüften entgegengereckt hätte. Das wäre jedoch unsinnig und töricht. Tat er nur, was von ihm verlangt wurde, wofür er ausgebildet und ausgewählt worden war. Es war nicht nötig, dass einer von beiden Freude dabei empfand.

Wie immer küsste er sie auf den Hals und das Schlüsselbein. Er blies seinen Atem stoßweise an ihr Ohr und

ließ seine Zunge über ihre Haut gleiten, als würde es ihm gefallen.

Seine Vorgänger hatten das nie getan.



Im *Eden's* herrschte Hochbetrieb. Nachdem ich Johnny auf Kautions herausbekommen, ihn samt seiner Akte hatte abholen lassen und dem netten Officer McGrady die Erinnerung gelöscht hatte, brauchte ich Entspannung. Das hieß für mich: Sex, Blut und Alkohol. Nicht unbedingt in dieser Reihenfolge, aber möglichst alles kurz hintereinander weg. Es waren etwa zwei Stunden bis zur Sperrstunde. Die meisten Besucher gaben ihr Bestes, diese nicht nüchtern zu erleben. Es wurde getrunken, gekokst, gefummelt und gebaggert, was das Zeug hielt. Ich warf Simon hinter der Bar einen Blick zu, und er machte meine übliche Mischung fertig.

Simon war ein Anwärter, und er gab sich die größte Mühe, uns zu gefallen, ohne dabei unterwürfig zu sein. Ihm gehörte das *Eden's*. Nachdem immer mehr Vampire in den dunklen Ecken und Nischen der Bar auf Beutefang gegangen waren, war es irgendwann passiert. Er hatte von unserer Existenz erfahren. Anstatt ihm das Gedächtnis zu löschen, hatte Victor ihm die Unsterblichkeit angeboten. Wenn er sich bewährte. Das war nun zwei Jahre her. Victor schien es nicht eilig mit seiner Verwandlung zu haben.

»Hey Kat«, begrüßte er mich und stellte mir ein Glas Rotwein, das zu neunzig Prozent mit Blut gemischt war, hin. »Kleinen Absacker, bevor du Feiertag machst?«

Er fand es komisch, Tag und Abend entsprechend unserem Tagesrhythmus anzupassen. Da war er jedoch der Einzige.

»Irgendwelche Vorkommnisse?«, stellte ich meine Standardfrage und nahm einen Schluck.

Das Blut tat gut, tat es immer. Auf den Rotwein, der zum Kaschieren untergemischt war, hätte ich verzichten können. Ich ließ meinen Blick über die Anwesenden schweifen, erkannte hier und dort einen Vampir aus unseren Reihen, einige aus der Nachbarschaft. Nicht wenigen von ihnen hatte ich bereits mehrmals den Hals gerettet.

»Nein, alles tutti«, antwortete Simon und sah mich abwartend an.

Er war ein Surfertyp, obwohl wir nicht an der Küste lebten. Sonnengebräunte Haut, blonde Haare, die ihm stets wirt vom Kopf abstanden, jungenhaftes Lächeln und als Barkeeper immer einen flotten Spruch auf den Lippen und ein offenes Ohr für die Kümmernisse seiner Gäste. Ich konnte seinen Blick im Nacken spüren, ebenso seine Aufregung und Angespanntheit. Simon war nicht nur ein Anwarter, er war auch ein Vampirjunkie. Er mochte es, wenn wir von ihm tranken. Und er schmeckte gut.

»Heute nicht, Simon, danke.«

Ich hatte meine Opfer für diese Nacht bereits gefunden. Drei Kerle, die ich des Öfteren hier gesehen hatte. Sie machten sich regelmäßig an Frauen heran, die allein waren. Im Grunde war es mir egal, wem ich das Blut aussaugte, aber es war ein besonderer Spaß, es solchen Machos zu zeigen. Außerdem sah der Anführer der kleinen Gruppe heiß aus. Ich stieß mich von der Theke ab und schob mich unauffällig in den Dunstkreis der drei Aufreißer.

»Hallo, schöne Frau«, sprach mich der Attraktivste von ihnen wenig später an. Sein Augenaufschlag wirkte zu einstudiert, um verführerisch zu sein. »Ganz allein hier?«

»Jetzt nicht mehr«, antwortete ich und stellte mich in Pose.

Ich war nicht gerade das, was man als vollbusig bezeichnen würde, aber dennoch zeigte ich gern, was ich hatte. Außerdem machte ich mir nicht die Mühe, mich in einengende Büstenhalter zu zwängen. Ich war tot und ein

Vampir. Über hängende Brüste musste ich mir keine Sorgen mehr machen. Ich trug noch die unbequemen Pumps, hatte meinen Blazer jedoch im Wagen gelassen.

Meine kaum verhüllte Oberweite verfehlte ihre Wirkung nicht. Ich wurde unversehens zu den anderen beiden an den Tisch gebeten, die mir als Adam und Russell vorgestellt wurden. Es gab Tequila, Koks und noch mehr Tequila. Schon bald fielen die guten Manieren dem Suff und der sexuellen Begierde zum Opfer. Es war der charismatische Mark, der in dem Trio den Ton angab. Als er mich das erste Mal küsste, taten die anderen es ihm recht schnell nach. Nachdem er mir an die Wäsche gegangen war, wollten auch Adam und Russell nackte Haut spüren.

Ich freute mich darauf, endlich das *Eden's* zu verlassen, denn ich liebte Sex. Hatte ich bereits als Sterbliche. Seit ich ein Vampir war, war es um ein Vielfaches aufregender, erregender und befriedigender. Ich konnte so ziemlich jeden haben. Was nicht ausschließlich an meinem Aussehen lag. Ich hatte langes, volles Haar, auf das ich stolz war. Es hatte mit der Verwandlung einen deutlichen Rotstich bekommen. Keine Ahnung, warum das passiert war. Bei anderen Vampiren war das nicht so. Meine bleiche Haut erregte so allerdings kaum Aufsehen. Rothaarige waren immer blass. Es war eher meinen herausragenden manipulativen Fähigkeiten zuzuschreiben, dass ich jeden Kerl ins Bett bekam, den ich haben wollte. Obwohl ich gestehen musste, dass ich diese Gabe selten für diesen Zweck benutzte. Wahrscheinlich lag es also doch an meiner freizügigen Kleidung.

»Noch eine Runde für unsere bezaubernde Begleitung«, verkündete Marc und stellte ein Tablett mit vier Gläsern und eine weitere Flasche Tequila auf den überfüllten Tisch.

Er grinste mich an und zog ein kleines Tütchen mit unscheinbar aussehenden weißen Tabletten aus der

Hosentasche. Er zwinkerte mir zu und schüttelte zwei heraus. »Wenn du schnell bist, darfst du sie mir aus dem Mund fischen.«

Er schenkte mir einen tiefen Blick aus blutunterlaufenen blauen Augen, der nicht mehr ganz gerade war, und warf sich beide Pillen ein. Ich zögerte nicht, griff nach seinem Hemdkragen und küsste ihn, um an das begehrte Rauschmittel zu kommen. Nach dem Herunterstürzen des Tequila spürte ich den Rausch, das Gefühl des Losgelöstseins und der völligen Entspannung und genoss es. Es hielt nicht so lange vor wie bei Menschen, aber ich mochte es trotzdem gern. Marc küsste mich stürmisch, als auch bei ihm die Wirkung einsetzte. Am Rande meines Bewusstseins bekam ich mit, wie sich eine andere Hand von hinten unter mein Top schob. Adam grapschte nach meiner Brust. Marc lehnte sich mit einem seligen Grinsen zurück und sah uns mit unverhohlener Lust zu.

Meine Begleiter wähten sich auf der sicheren Seite. Sie hatten eine Frau betrunken und willenlos gemacht und konnten es kaum erwarten, sich an ihr zu vergehen. Ich spielte ihr Spiel eine Weile mit, die Nacht war ja noch jung. Also mimte ich die Widerspenstige, die es sich anders überlegt hatte, als sie mit drei lüsternen Kerlen allein in deren schicker Wohnung in der Innenstadt war.

»Nun zier dich nicht so«, blaffte der hübsche Marc und machte sich nicht mehr die Mühe, den Verführer zu spielen.

Ich ließ mich von ihm zum Bett drängen, wo er sich an meinem Rock zu schaffen machte und immer grober zu Werke ging. Zum Schein wollte ich ihn von mir stoßen. Adam und Russell griffen nach meinen Armen.

»Genau. Haltet sie fest, die kleine Schlampe«, sagte Marc und schob mir kurzerhand den Rock hoch, da er den Reißverschluss nicht aufbekam.

Er richtete sich auf und nestelte an seiner Hose herum. Ich wehrte mich halbherzig, was mir einen Anranzer von Adam und einen Schlag ins Gesicht von Russell einbrachte, der mir danach das Top vom Leib riss. Ich jammerte gekonnt und bettelte, dass sie mich in Ruhe und gehen lassen sollten, was die beiden noch mehr anheizte. Fast lief ihnen der Geifer aus dem Mund. Russell griff nach meiner Brust und drückte sie roh. Marc hatte endlich sein steifes Glied aus der Hose befreit und drängte sich unbeholfen zwischen meine Beine. Seine Mitstreiter beobachteten ihn, wie er mir den Rock vollends über die Hüften schob und an meinem Slip zerrte. Die feine Spitze riss unter der lieblosen Behandlung. Er packte seinen Schwanz, als würde er nicht allein den Weg finden. Russell neben mir fing an zu keuchen. Er quetschte noch immer meine Brust, startete aber auf den erigierten Penis seines Kumpels.

»Okay, Jungs, ihr hattet euren Spaß«, sagte ich und holte die drei auf den Boden der Tatsachen zurück. »Adam, lass mich los und zieh dich aus.«

Adam tat, was ich ihm befohlen hatte. Menschen waren so leicht zu manipulieren, und betrunkene, aufgeregte Männer erst recht. Marc hielt inne und verzog verärgert das Gesicht.

»Und du, komm runter von mir«, befahl ich ihm und fixierte Russell mit meinem Blick. »Lass meine Brust los und zieh dein Hemd aus. Ich habe Durst. Du kleine Schwuchtel wirst Marc einen runterholen, und ich werde dein Blut trinken. Danach werde ich Adam ficken und auch sein Blut trinken. Und wenn ich dann noch Lust habe, trinke ich Marcs Blut und sehe zu, wie ihr euch gegenseitig befriedigt. Verstanden?«

Kapitel 2

Die meisten Mutanten lebten ihr Leben weiter, nachdem die Verwandlung abgeschlossen war, und hielten ihre Fähigkeiten geheim. Das funktionierte jedoch nur, wenn sich das Äußere nicht veränderte. Seraphina war in einer Welt voller Aberglaube mutiert und in einer Zeit, in der ein Menschenleben nichts wert war, und das Leben einer jungen Frau noch weniger. Ihre Eltern verstießen sie, als sie begriffen, dass etwas mit ihr nicht stimmte. Sie schämten sich und hatten Angst, dass sie mit dem Teufel im Bunde war. Sie hatte schwere Jahre hinter sich und mehr als einmal den falschen Leuten vertraut.

Mittlerweile fand Seraphinas Alltag überwiegend im Verborgenen statt. Ihre einzigen Kontakte waren Nathaniel, die Führerschaft und die Mutanten, die sich wie sie äußerlich zu sehr verändert hatten, um ihr bisheriges Leben fortführen zu können. Einige von ihnen schlossen sich den Kriegern an und lebten für den Kampf, den Drill, die körperliche Perfektion. Sie waren ausgestattet mit besonderen Fähigkeiten wie einer undurchdringlichen Haut oder innerem Feuer, was sie beides vor dem Biss eines Vampirs schützte. Oder der Kraft, die Elemente zu steuern. Manche mutierten zu muskelbepackten Kolossen voller Energie und Mordlust. Seit ewigen Zeiten machten sie sich bereit für den »Großen Krieg.« Die alles entscheidende Schlacht zwischen Vampiren und Mutanten.

Es war Vampirblut, das die Mutationen auslöste. Oftmals geschah es versehentlich, denn kein Mutant wusste von der Andersartigkeit, die in ihm schlummerte. Es gab

aber Vampire, die ein Gespür für sie und die sogenannten Schläfer entwickelt hatten und Jagd auf Mutanten machten, um sich an ihrem einzigartigen Blut zu berauschen. Dabei gingen sie sehr gerissen vor, und immer seltener gelang es den Mutantentruppen, die Vampire auf frischer Tat zu ertappen und sie dem endgültigen Tod zu übergeben. Genau das führte zu Unmut und Groll innerhalb der Kriegerkaste, die sich allzu oft auf den Seherinnen entluden. Die Krieger wollten kämpfen, töten, zerstören. Seraphinas Sorge galt einzig und allein dem Opfer. Sie hatte genug Kriege, Leid und Sterben erlebt.

»Soll ich wirklich nicht mit hineinkommen?«, fragte Nathaniel.

»Ich schaff das allein. Ich bin schon Tausende Male bei der Führerschaft gewesen. Ich kenne den Weg.«

»Du weißt, das hab ich nicht gemeint«, widersprach er und nahm sie bei den Armen.

Sie spürte seinen Blick auf ihrem Gesicht und wie seine Hände sanft über ihre Arme strichen, als wären sie beide mehr, als sie waren. Sie hätte ihn am liebsten weggestoßen.

»Du bist noch nicht ganz genesen. Die Jagd gestern war zu viel für dich.«

Das wusste sie. Deshalb war es nötig, dass sie noch heute mit den Führern sprach und um einen neuen Heiler bat. Es würde Wochen, Monate, wenn nicht Jahre dauern, bis ein geeigneter Kandidat gefunden war. Je früher sie sich auf die Suche machten, umso eher konnte sie Nathaniel in ein erfülltes Leben entlassen und zur Ruhe kommen. Sie machte sich von ihm los und betrat die Empfangshalle der alten Villa, in der die mächtigsten und einflussreichsten Mutanten lebten.

»Was stimmt nicht mit Nathaniel?«, fragte Emerald, nachdem er ihr schweigend zugehört hatte. »Er scheint dir zugegan zu sein.«

»Es liegt nicht an ihm. Ich will einfach einen anderen Heiler.«

»Nathaniel war einer der Besten. Ein sehr vielversprechender ...«

»Sucht mir einfach einen anderen.«

Wenn sie sehen könnte, hätte sie den Obersten mit ihren Blicken durchbohrt. So beschränkte sie sich darauf, ein Gesicht zu machen, das keinen Widerspruch duldete. Der hölzerne Stuhl knarzte, als sich Emerald zurücklehnte. Sie konnte förmlich hören, wie er die Fingerspitzen aneinanderlegte. Nathaniel hatte ihr erzählt, dass er das tat, wenn er nachdachte.

»Ich möchte, dass du Urlaub machst«, sagte er.

Sie stutzte.

»Du siehst nicht gut aus. Wir werden eine andere Seherin holen. Du hast zu lange nur für die Suche gelebt, es wird Zeit, dass du dich etwas entspannst und zur Ruhe kommst und vollständig regenerierst.«

»Das ist nicht dein Ernst, Emerald«, rief sie. »Ich bitte dich um einen anderen Heiler, und du schiebst mich aufs Abstellgleis? Mir geht es gut. Ich hatte lediglich eine anstrengende Suche gestern.«

»Ich habe davon gehört. Hauptmann Elsmann hat mir alles berichtet. Auch, wie knapp es war. Dir geht es nicht gut, Seraphina, und du weißt das so gut wie ich oder Nathaniel.«

Sie biss die Zähne zusammen, um ihren Obersten nicht vor Wut anzubrüllen. Obwohl sie es gern getan hätte. Dafür war ihr Respekt vor dem uralten Mutanten allerdings zu groß.

»Ich denke, ein Tapetenwechsel täte dir gut. Unternimm eine Reise, lerne die Welt kennen. Fahr irgendwohin, weit weg von Verwandlungen und Toten und Untoten.«

Seraphina schüttelte den Kopf. »Ich werde nirgendwo hinfahren. Meine Gabe ist kein Job, von dem ich zweimal im Jahr Urlaub machen kann. Es ist eine Verantwortung,

die ich zu erfüllen habe. Gib mir einen anderen Heiler, dann bin ich schnell wieder fit.«

»Das ist keine Bitte.« Der drohende Unterton entging ihr nicht.

»Ihr werdet keine bessere Seherin finden als mich. Und wer wird darunter leiden? Die Frischmutierten, wenn sie allein und ängstlich ihre Verwandlung durchleben müssen. Wie viele werden dabei sterben? Kannst du das beantworten, Emerald?«

Der Stuhl knarzte erneut. Sie hörte Schritte, dann stand der Oberste vor ihr. Emerald war ein Feuermutant, eine der häufigsten Mutationen. Seine Macht, die er verströmte wie andere Männer ihr Aftershave, raubte ihr den Atem. Sie kannte sein Gesicht von unzähligen Berührungen aus längst vergangenen, schöneren Zeiten und sah es nun vor sich. Er strich ihr mit einem feuerglühenden Finger über die Wange.

»Seraphina, du bist etwas ganz Besonderes. Das wusste ich von unserer ersten Begegnung an. Deshalb habe ich dich zu mir geholt und dich geschult. Streite nicht mit mir. Du weißt, ich will nur dein Bestes.«

Ihre Wut verflog bei seinen sanften Worten. Sie seufzte und ließ sich von ihm in die Arme nehmen. Es war lange her, dass sie eine Berührung derart genossen hatte. Sie gönnte sich diesen winzigen Moment der Intimität.

Vor langer Zeit hatten sie sich geliebt. Es waren schöne Jahre gewesen, aber ihre Liebe war auf Dauer verzehrend und zerstörerisch, was sie schnell erkannt hatten. Emerald hatte ihre Liebschaft beendet, weil sie nicht den Mut dafür hatte aufbringen können. Es war eine Entscheidung der Vernunft, nicht des Herzens gewesen. Lange hatte sie dem Schicksal für diese Ungerechtigkeit gezürnt.

»Diese Verantwortung, das ganze Leid all die Jahre sind zu viel für dich«, raunte Emerald ihr zu und rieb ein letztes Mal seine warme Wange an ihrer, ehe er sich aufrichtete.

»Du vergehst, Seraphina, und das werde ich nicht zulassen. Das kann ich nicht zulassen. Du wirst für ein paar Wochen wegfahren. Keine Widerworte. Nathaniel wird dich begleiten. Bis wir einen adäquaten Ersatz gefunden haben.«



Ein vertrautes Piepen drang störend in mein Bewusstsein. Ich kannte dieses Geräusch, aber es passte nicht hierher. Obwohl ... wo war ich? Ich schlug die Augen auf und sah mich um. Drei nackte Männer lagen mit mir im Bett und schliefen. Russell und Marc hielten sich in Löffelchenstellung umarmt, Adam hatte sich an mich gekuschelt. Ich stieß ihn weg und stand auf. Schwindel überkam mich und musste mich am Bettpfosten festhalten. Es roch aufdringlich nach Blut und Sex und Schweiß. Ich hatte zu viel drogenverseuchtes Blut getrunken, aber ich fühlte mich herrlich wund und befriedigt. Wenigstens das konnten diese drei Mistkerle.

Es war mein Pieper, der in meine Armbanduhr integriert war, der mich geweckt hatte. Ben. Ich trug noch immer meinen Rock um die Hüften gewickelt und zog ihn hinunter. Dann schnappte ich mir das Hemd von Marc, zog es über und sah mich nach einem Telefon um.

»Wo bist du?«, meldete sich Ben sofort, als ich den Fernsprecher gefunden und die vertraute Nummer gewählt hatte.

»Keine Ahnung.«

»Die Sonne geht gerade auf, du solltest dich beeilen, dort wegzukommen.«

»Scheiße«, sagte ich und versuchte, die Benommenheit abzuschütteln. »Warte mal.«

Ich sah mich nach etwas um, von dem ich die Adresse ablesen konnte, an der ich mich befand, und entdeckte die Quittung eines Privatrezeptes für Kopfschmerztabletten,

ausgestellt auf einen Marc Anderson. Ich gab Ben die Anschrift durch.

»Ich schicke dir einen Wagen.«

»Danke, Ben.«

»So bin ich«, erwiderte er, und ich konnte mir sein ungewollt wirkendes Augenzwinkern bildlich vorstellen.

Es blieb mir genügend Zeit, meine drei Mahlzeiten aus ihrem Tiefschlaf zu wecken und ihnen die Erinnerungen an mich zu nehmen. Sie würden sich weder daran erinnern, mich getroffen zu haben, noch, dass ich ein Vampir war. Was sie miteinander getrieben hatten, ließ ich sie nicht vergessen. Tat diesen verkappten Schwuchteln recht. Gerade als ich fertig war, hupte es draußen einmal.

Die Sonne schickte ihre ersten todbringenden Strahlen über den Horizont, als ich über den Gehweg rannte und in die stark verdunkelte Limousine sprang, die mit offener Tür auf mich wartete. Glücklicherweise hatte Marcs Hemd lange Ärmel. Dennoch brannte mir die Hitze der frühen Sonnenstrahlen auf der Haut. Ich musste gestehen, es war nicht das erste Mal, dass ich im Drogenrausch den Sonnenaufgang verschlafen hatte, aber es war das erste Mal, dass mich nicht Ben als mein Retter erwartete.

»Victor.«

Die Limousine setzte sich sofort in Bewegung. Unser Anführer musterte mich abschätzend. »Harte Nacht gehabt?«

Victors Stimme klang so kalt und abweisend, wie ich sie kannte. Sie konnte auch anders klingen. Doch dieser andere Klang schien aus einer anderen Welt zu kommen. Aus einer Welt voller Naivität und verrückt spielender Hormone.

»Im Gegenteil«, antwortete ich und konnte ein Grinsen bei der Erinnerung an die entsetzten Gesichter meiner nächtlichen Opfer nicht unterdrücken.

Wenn er meinte, mich mit seinem plötzlichen Auftauchen aus der Fassung zu bringen, hatte er sich geirrt. Ich

lehnte mich entspannt zurück und schloss die Augen, um ihm zu signalisieren, dass ich keine Lust auf eine Unterhaltung hatte.

»Aaron wird dich nicht ewig schützen.«

Ich sah ihn wieder an. Victor war eine imposante Erscheinung. Groß mit kantigen Zügen und tief liegenden strahlendblauen Augen. Sein blonder Bürstenhaarschnitt und seine Haltung hatten etwas Militärisches, obwohl er, wie ich wusste, nie beim Militär gewesen war. Die Narbe unter seinem rechten Auge verlieh ihm einen menschlichen Zug, auch wenn es für jeden offensichtlich sein musste, dass er kein Mensch war. Er konnte wie die meisten Alten so stillhalten, dass man ihn kaum bemerkte, und wenn, ihn für eine sehr gut gelungene Statue hielt. Victor musste an die dreihundertzwanzig Jahre alt sein. So genau wusste das keiner, darauf achtete er penibel. Er war stark und gefürchtet und mit Aaron an seiner Seite, die beiden waren nahezu unzertrennlich, sehr mächtig. Ich hatte weder Angst vor seinem Ruf noch vor seiner Macht. Das brauchte ich nicht, denn Aaron liebte mich, und Victor liebte Aaron. Er würde nie etwas tun, was Aaron verärgerte. Es war nicht allein fleischliche Liebe, sondern eine Form der Verbundenheit, die beide in totale Abhängigkeit zueinander gebracht hatte. Es störte sie nicht. Ich hingegen würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um zu verhindern, dass mir so etwas passierte.

»Noch tut er es.«

Victor antwortete nicht. Er war nie ein Mann vieler Worte gewesen. Das Reden überließ er gern anderen. Meistens Aaron. »Du hast deine Arbeit gestern gut gemacht«, sagte er dann.

Ich horchte misstrauisch auf.

»Dennoch haben wir beschlossen, dass du eine Weile im Club arbeiten wirst.«

»Was?« Ich setzte mich empört auf.

Victor schwieg. Für ihn war alles gesagt, was mich noch wütender machte. Das wusste er genau.

»Ihr habt beschlossen, oder du?«, fragte ich. »Du weißt so gut wie ich, dass Emilio noch nicht so weit ist, alles allein zu machen. Und ich hab keine Lust, im Club zu arbeiten.«

Victors kalter Blick heftete sich auf mich. »Worauf du Lust hast, interessiert mich nicht. Heute Abend wirst du uns im Club Gesellschaft leisten, und entweder kommst du freiwillig, oder ich schleife dich an den Haaren dorthin.«

»Du bist so ein Arschloch, Victor«, blaffte ich. »Was hält Aaron davon?«

»Frag ihn doch«, antwortete er und grinste gehässig.

Er wusste genau, dass ich jede Gelegenheit nutzte, um Aaron aus dem Weg zu gehen. Es war nicht so, dass ich Aaron nicht mochte. Sondern vielmehr, dass ich ihn zu sehr mochte. Obwohl es das auch nicht ganz traf. Die Sache zwischen Aaron und mir war kompliziert. Und meistens damit verbunden, dass ich etwas tat, was ich hinterher bereute. »Ich hasse dich.«

Victor lachte. Kurz kam der aufregende, verführerische Mann in ihm durch, den ich in ihm gesehen hatte, als ich ihn und Aaron kennenlernte. Jedoch nur für einen Moment. Im nächsten war er wieder, was er war. Ein Vampir und eiskalter Killer, der mich genauso wenig leiden konnte wie ich ihn.

Das Quartier unserer Sippe lag unterhalb einer leer stehenden Papierfabrik keine zehn Meilen von Blackchapel entfernt. Die Hallen nutzten wir zum Einstieg und Abstellen unserer Autos und sonstigen Gerätschaften. Die unterirdischen Unterkünfte gab es lange vor der Fabrik. Es waren kleine Wohneinheiten, die jeden modernen Komfort boten.

Mein Apartment bestand aus einem großen Raum, der sowohl Schlaf- als auch Wohnzimmer war, und einem nicht viel kleineren Bad mit einer anbetungswürdigen

Whirlpoolbadewanne, die Aaron für mich hatte installieren lassen. Das meiste, was ich besaß, hatte ich von ihm bekommen. Im Gegensatz zu vielen anderen Vampiren machte ich mir nichts aus irdischem Besitz. Ich hatte einen antiken, klobigen Kleiderschrank mit zierlichen Griffen, den Aaron aus seiner Zeit als Revolutionär aus Frankreich mitgebracht hatte, eine pinkfarbene lackierte Louis VIX. Kommode, einen mannshohen goldgerahmten Spiegel und ein Metalldoppelbett. Ich schlief nie darin, aber das war ja nicht alles, was man in einem Bett tun konnte. Ein Bücherregal, das hoffnungslos überfüllt war, bildete die einzige Ausnahme in meinem ballastfreien Dasein. Ich vertrieb mir gern die Zeit mit Lesen. Wenn ich Zeit hatte, die es zu vertreiben galt. Im Grunde war ich selten in meinem Quartier. Sobald es dunkel wurde, trieb ich mich in der Stadt herum. Ich konnte es nicht ertragen, tagtäglich unter der Erde zu leben. Oder ich war bei Ben, wo es gemütlicher war. Da Ben mich jedoch an den bösen, blonden Mann verraten hatte, würde er vorerst ohne meine Gesellschaft auskommen müssen.

Ich fluchte leise vor mich hin, als ich am nächsten Abend auf halsbrecherisch hohen Stöckelschuhen durch den unterirdischen Gang zum *Velvet Lust* lief. Ich hätte mit dem Auto fahren können, aber ich brauchte Bewegung, weil ich noch immer wütend auf Ben war. Und auf Victor. Und auf meine Dussligkeit. Außerdem regnete es.

Die Gänge und Höhlen waren ein weitverzweigtes Netz, das bereits vor den ersten Siedlern entstanden und seitdem ausgebaut worden war. Immer wieder stürzten Tunnel durch oberirdische Baumaßnahmen ein, einen ganzen Trakt hatten wir vor einigen Jahren fluten lassen müssen, als in Blackchapel das U-Bahn-Netz erweitert werden sollte. Glücklicherweise hatten die Stadtväter ein Einsehen, nachdem Aaron ihnen einen kostenlosen Abend

im Club spendiert und sich persönlich um sie gekümmert hatte. Wenig später stellten sie die Arbeiten ein und führten stattdessen zwei neue Buslinien ein. Wer brauchte schon U-Bahnen?

Bevor ich losgegangen war, hatte ich Emilio angerufen, um ihn über Victors Befehl zu unterrichten. Ich schleppte nie ein Handy mit, weil ich nicht wusste, wo ich es hätte hinstecken können. Außerdem gab es niemanden, den ich von unterwegs hätte anrufen können oder wollen.

»Na? Kann Victor nicht auf deine reizende Gesellschaft verzichten?«, fragte er nach dem dritten Klingeln anstelle einer Begrüßung.

»Spar dir deinen Hohn.«

Emilio war meine rechte Hand. Er war dreiundfünfzig Jahre tot, kannte sich in der Stadt gut aus und war eine unauffällige Erscheinung. Er war einer dieser Leute, die unter vielen nicht auffielen, weil er nicht groß, aber auch nicht klein und nicht hübsch, aber auch nicht hässlich war. Er war durchschnittlich, trug die dunklen Haare zeitgemäß kurz, war immer in schlichte legere Kleidung gekleidet und hatte eine Stimme, der man gern zuhörte. Er war zuverlässig, klug und hatte einen ganz eigenen schwarzen Humor, mit dem viele nicht klarkamen. Mit dem Aufräumkommando kamen die wenigsten Vampire klar.

»Ich hab gehört, du hast dir gestern die drei Vergewaltiger vorgeknöpft?« Emilio klang belustigt. Er sah immer eine gewisse Ironie in dem, was ich gut konnte, und dem, was ich gern tat.

»Das hat sich ja schnell rumgesprochen.«

»Simon war gekränkt, weil du ihn hast abblitzen lassen. Nun hat er Angst, dass du Victor davon abraten wirst, ihn zu verwandeln.«

Wahrscheinlich stand Emilio gerade im *Eden's*, als wir telefonierten, und Simon heulte ihm einen vor.

»Was geht mich das an, wen der große Meister verwandelt. Emilio, bau keinen Scheiß heute. Ich bin so schnell wieder da, wie es geht.«

»Na, vielen Dank für dein Vertrauen, Miss Supercleaner. Ich komm schon klar, mach dir keine Gedanken.«

Ich mochte Emilio. Außerdem wusste ich, dass er seine Sache gut machen würde. Er konnte zwar nicht so mühelos die Gehirne der Menschen manipulieren wie ich, aber er war ein unübertroffener Redner, der einem so ziemlich alles verkaufen konnte. Und kreativ, wenn es darum ging, Leichen und Spuren zu beseitigen. Zusammen waren wir ein unschlagbares Team. Was auch immer Victor damit bezweckte, dass er mich von meiner eigentlichen Arbeit abgezogen hatte, ich hoffte, es würde nicht lange dauern.

Als ich im *Velvet Lust*, dem Vampirclub vor den Toren der Stadt, angekommen war, beerhten uns die Zwillinge, wie sie allgemein hin genannt wurden, noch nicht mit ihrer Anwesenheit. Dafür erwartete mich Ben mit einem Grinsen, wie ich es normalerweise gern an ihm sah.

»Geh mir bloß aus den Augen.« Ich marschierte an ihm vorbei zur Bar. »Warum sind die beiden nicht da?«, fragte ich Cesare, der hinter der Bar stand.

Er hob die fleischigen Schultern. Sie senkten sich in mehreren Wellen. Cesare war alt, sehr alt, und verdammt fett. Er schob mir einen Beutel mit Spenderblut hin.

»Willkommen im Straflager, Kat. Das Blut geht aufs Haus.«

Er grinste süffisant. Ob es daran lag, dass ich dieses kalte Blut nicht mochte, oder dass ich sowieso nie bezahlen musste, wusste ich nicht.

»Warum bist du sauer auf mich?« Ben lehnte sich neben mich an den Tresen.

»Was denkst du wohl?«, blaffte ich, trank das Blut und warf ihm einen geringschätzigen Blick zu.

»Was sollte ich denn machen, Katie? Er ist der Boss und hat nach dir gesucht. Und da er weiß, dass wir zusammen sind ...« Er hielt inne, als er meinen wütenden Blick sah.

»Da weiß er mehr als ich«, murmelte ich.

Ben war der Einzige, der mich Katie nannte, und dem ich es erlaubte. Wir schliefen miteinander. Häufig. Öfter, als ich mit anderen ins Bett ging. Schon eine Weile. Ben war gut. Er war fünfunddreißig, als er vor knapp sieben Jahren verwandelt wurde, und bereits als Mensch kein Kind von Traurigkeit gewesen. Er war nicht viel größer als ich, hatte jedoch vor seinem Ableben viel Wert auf körperliche Fitness gelegt, was nicht nur schön anzusehen war. Seine mittelblonden Haare waren etwas schütter, deshalb trug er sie stets kurz rasiert. Es stand ihm gut und ließ seine dunklen Augen heller erscheinen. Er sah mich mit eben jenen Augen gekränkt an, wollte etwas erwidern, schnaubte aber nur. Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und ließ mich stehen. Schon taten mir meine unbedachten Worte leid. Dabei hatte ich ihm klipp und klar gesagt, dass ich mich niemals fest an ihn binden würde und es auch nicht von ihm verlangte.

»Du bist ein wahrer Sonnenschein heute Abend«, flöte Cesare, was meine Laune nicht verbesserte.

Ich drehte mich nach Ben um, um mich bei ihm zu entschuldigen und sah noch die Rückseite seiner Jeansjacke durch die Tür nach draußen verschwinden. »Na, großartig.«

Seufzend trank ich meinen Beutel aus und setzte mich langsam in den hinteren Teil des Clubs in Bewegung, wo Victor und Aaron für gewöhnlich einen Tisch reserviert hatten. Es war noch nicht Mitternacht, aber dennoch voll im Club. Das *Velvet Lust* zog Vampire aus der Gegend an, weil es hier immer Nachschub an frischen Häppchen gab. Neben den rund einhundert Untoten tummelten sich mehr als doppelt so viele Menschen an den Theken und auf der

kleinen Tanzfläche. Ohne zu wissen, dass sie von Vampiren umringt waren, die hier unauffällig auf die Jagd gingen. Im Laufe des Abends, wenn der Alkoholpegel der menschlichen Besucher stieg, und die Vampire mutiger geworden waren, würde es vorbei sein mit der Unauffälligkeit. Dennoch würde sich keiner der Sterblichen daran erinnern, von Vampiren ausgesaugt und flachgelegt worden zu sein. Was einzig und allein Cesares Verdienst war. Cesare war der größte geistige Manipulator, den es in der Alten Welt gab. Er hatte mir fast alles beigebracht, was ich wusste. Niemals würde ich so gut werden. Er hielt jeden einzelnen menschlichen Besucher in seinem hypnotischen Bann, damit sie nicht ausflüpten und uns verpetzten. Den ganzen Abend lang. Nebenbei bediente er noch an der Bar und plauderte mit der Kundschaft. Ich wusste nicht, wie Victor den fetten Kerl an sich binden konnte, aber es war brillant.

Ein schmieriges Grinsen trat in mein Blickfeld und riss mich aus meinen Überlegungen. Es gehörte zu einem breit gebauten, großen Kerl mit ungepflegten Koteletten, die bis tief ins Gesicht hineinreichten. Er hatte für menschliche Verhältnisse sehr dunkle Augen.

»Hey, schickes Kleid«, sagte er. »Darf ich dir 'nen Drink spendieren?«

»Nee, danke«, antwortete ich und wollte mich an ihm vorbeischieben.

Er stellte sich mir, siegesgewiss grinsend, in den Weg. »Nun komm schon, nur einer, dann lass ich dich in Ruhe.«

Er war kein Vampir, aber auch kein Mensch. Wobei ich nicht hätte sagen können, woher diese Erkenntnis rührte. Instinkt? Ich musterte ihn von oben bis unten und ließ es ihn merken. Seine Kleidung passte zu seinem Auftreten: Lederjacke, Karohemd, ausgebeulte Jeans und Motorradstiefel. Er roch unangenehm nach Zigaretten, ranzigem Fett und nassem Hund. »Verzieh dich.« Ich stieß ihn undamenhaft beiseite und ging weiter.

»Scheiß Vampirlesbe«, zischte er laut genug, dass ich es hören konnte.

Ich war nicht gerade in Hochstimmung. Mich beleidigen zu lassen, konnte ich bereits bei guter Laune nicht hinnehmen. Also blieb ich stehen und drehte mich um. »Wie war das?« Ich blickte ihm herausfordernd in die Augen.

Er war ein gutes Stück größer als ich, bestimmt so groß wie Victor, und ich musste den Kopf dafür in den Nacken legen, deshalb nahm er mich wohl nicht ernst.

»Du hast schon richtig verstanden, Schwester«, sagte er und zwinkerte einem ähnlich gekleideten Kerl zu, der sich mit zwei Flaschen Bier in der Hand zu uns gesellte. »Die kleine Vampirschlampe hier fickt keine Kerle«, erklärte er seinem blonden Pendant, das daraufhin dümmlich grinste.

Ich bedachte ihn mit einem finsternen Blick, was ihn schnell die Flasche heben und einen großzügigen Schluck daraus trinken ließ.

»Ich ficke so ziemlich alles, wenn ich ehrlich sein soll«, erwiderte ich. »Nur dich nicht, du unrasierter Penner. Dich würde ich nicht mal ficken, wenn du der letzte Mann auf der Welt wärst.« Ich drehte mich um und ließ die beiden Loser stehen.

Im nächsten Moment erschienen die Zwillinge. Sie kamen herein wie Könige, was sie im Grunde auch waren. Das Südliche Territorium, über das sie herrschten, erstreckte sich über den gesamten Süden Großbritanniens, einen Großteil des Westens sowie Irland und Wales mit allen dazugehörigen Inseln, auf denen jedoch nicht viele Vampire lebten. Agnes beherrschte den Rest von England bis an die schottische Grenze. Blackchapel war zwischen ihnen aufgeteilt und bildete die Grenze. Würde Agnes' Liebhaber Vittorio nicht auf die im Grunde unbedeutende kleine Stadt Blackchapel bestehen, als wäre der Heilige Gral dort vergraben, hätten sich die Zwillinge diese Stadt

komplett angeeignet. So warteten Victor und Aaron geduldig auf ihre Gelegenheit.

Wie Sonnenschein fluteten sie in den Raum und mir fiel erneut auf, dass Aaron im Gegensatz zu Victor eher feminin und fast schon zerbrechlich wirkte. Das war vielleicht der Grund, warum sich viele Frauenköpfe nur nach dem Größeren umdrehten. Für mich war Aaron der Schönerer. Ich war kaum größer als ein Schulkind und brauchte keinen einen Meter fünfundneunzig Hünen mit dem Gesicht eines Terminators. Eigentlich brauchte ich keinen von beiden.

Sie wurden die Zwillinge genannt, weil sie nicht nur unzertrennlich waren, und damit meinte ich wahrlich unzertrennlich – in jeder Lebenslage. Sie hatten das gleiche blonde Haar, das so hell war, dass es in den Augen brennen musste, wenn jemals Sonnenlicht darauf fiel. Ihre Macht umwaberte sie wie eine unsichtbare Hitzewelle und ließ mir die Nackenhaare zu Berge stehen.

Victor schritt gewohnheitsgemäß mit abgehackten, kraftvollen Bewegungen aus, den Blick seiner kalten Augen mal hierhin, mal dorthin wendend. Aaron lächelte entspannt in die Runde und wirkte, als wäre er auf einem Spaziergang am Sonntagnachmittag. Er hielt mühelos mit seinem Gefährten Schritt, auch wenn ich bis heute nicht wusste, wie er das anstellte.

Ich brauchte ihnen nicht entgegengehen. Auch wenn es nicht den Anschein erweckte, kamen sie genau auf mich zu. Victor würdigte mich keines Blickes. Ich erkannte jedoch an dem winzigen Kräuseln seiner Lippen, dass er sich freute, über mich gewonnen zu haben. Aarons Freude hingegen war überschwänglich und aufdringlich. Er begrüßte mich mit dem üblichen Handkuss, der bei jedem anderen albern gewirkt hätte, legte in der gleichen Bewegung meine Hand in seine Armbeuge und zog mich mit sich.

»Es freut mich, dass du das Kleid angezogen hast«, sagte er und lächelte. »Es sieht wundervoll an dir aus. Du bist wie immer eine Augenweide.«

Es war nicht nur dahergesagt. Aaron meinte alles, was er sagte, absolut ernst. Das Kleid hatte an meinem Kleiderschrank gehangen, nachdem ich von meiner schnellen Jagd zurückgekommen war. Es sah wirklich toll aus, auch wenn ich das niemals zugegeben hätte. Aaron hatte einen exzellenten Blick dafür, welche Rottöne mir standen, und einen guten Geschmack, wenn es um Kleidung ging, was sich auch an seinem schwarzem Designeranzug zeigte. Mein Kleid war wohl das, was man ein Cocktailkleid nannte. Es war trägerlos, mit unzähligen blitzenden Steinchen am Ausschnitt verziert und angenehm auf Figur gearbeitet. Es war nicht so kurz, dass es unanständig gewirkt hätte, aber doch kurz genug, dass ich aufpassen musste, wie ich mich hinsetzte. Die roten Pumps gehörten dazu und waren aus dem gleichen Seidenstoff gefertigt. Aaron mochte es, mich wie ein Püppchen auszustaffieren.

»Hatte ich denn eine Wahl?«, fragte ich.

Aaron sah mich nachdenklich an, wie immer eine Spur Wehmut im Blick. Er hatte ein längliches Gesicht mit einer großen, spitzen Nase und den schönsten grünen Augen, die ich jemals gesehen hatte. Seine Haare waren etwa schulterlang und glatt, und er trug sie stets offen. Er war schlank, ohne dürr zu sein, aber seine schmale Statur täuschte über die enormen Kräfte hinweg, die in ihm schlummerten, und von denen er eiskalt und gnadenlos Gebrauch machte. Es war genau diese Kraft, vereint mit Victors Kräften, die ihn so lange am Leben erhalten hatte und die sie zu einem der mächtigsten Vampirpaare unserer Welt werden ließ.

»Man hat immer eine Wahl, mein Kätzchen«, antwortete er leise und zwinkerte mir zu. »Man muss nur den Mut haben, sie auch zu treffen.«

Ich schwieg. Mir war nicht nach Orakelsprüchen. Wir setzten uns an den für die Zwillinge reservierten Tisch. Aaron saß zwischen Victor und mir, wie immer bei solchen Gelegenheiten, und genoss es. Er unterhielt sich leise mit Victor und berührte mich dabei immer wieder, indem er meine Hand kurz nahm und einen Kuss darauf drückte, mir über den Arm oder durch die offenen Haare strich. Aaron war süchtig nach Körperkontakt. Es war seine Art, sich auszudrücken. Er war der Einzige, bei dem ich das auf Dauer ertragen konnte.

Immer wieder kamen Vampire und Sterbliche an unseren Tisch, begrüßten die Zwillinge und berichteten über Streitigkeiten oder andere Angelegenheiten, bei denen sie auf die Hilfe ihrer Anführer spekulierten. Oder stellten sich als Blutspender zur Verfügung. Victor und Aaron stand nicht der Sinn nach einem Snack, oder sie warteten auf eine bessere Gelegenheit, denn sie schickten jede noch so hübsche Mahlzeit weg.

»Kann ich wieder gehen?«, fragte ich nach einer Weile, in der nichts Aufregendes passiert war. Ich war es langsam leid, herumzusitzen und nichts zu tun.

»Nein«, antwortete Victor, ohne mich überhaupt anzusehen.

Ich wollte schon aufbegehren, als Aaron erneut meine Hand nahm.

»Komm und tanz mit mir.« Er zog mich, meine Gegenwehr ignorierend, auf die Tanzfläche. Die anderen Tänzer machten bereitwillig Platz. Die Musik begann, eine ruhigere Gangart anzuschlagen, als hätte Aaron es mit dem DJ abgesprochen. Aaron war ein hervorragender Tänzer, viele alte Vampire waren das. Das brachte die Zeit oder die Zeit, aus der sie kamen, mit sich. Auch wenn ich mich früher schwer damit getan hatte, überließ ich ihm, ohne darüber nachzudenken, die Führung. Ihn so nah vor mir zu haben, sein Gesicht so dicht, dass ich die gelben

Sprenkel in seinen grünen Iriden erkennen konnte, machte mich nervös. Aaron hatte schon immer eine besondere Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Das gefiel mir nicht.

»Wann wirst du zurückkommen zu mir?«, fragte er nach einer Weile.

Ich sah ihn an und musste dafür dank der hohen Pumps kaum den Kopf heben. »Sobald Victor fort ist«, antwortete ich, was ich immer sagte, wenn er mir eine derartige Frage stellte.

Er lachte leise. Ich spürte die Vibration durch die Berührung seiner kühlen Finger hindurch, die mich sachte, aber doch bestimmt hielten.

»Das wird nie geschehen, mein Kätzchen. Victor gehört zu mir, das wusstest du von Anfang an.«

Und wie ich das wusste. Genau das hatte mich an den beiden fasziniert. Damals. Ich hätte gern etwas Gehässiges erwidert, ließ es jedoch bleiben. Aaron musterte mich aufmerksam, die vollen Lippen zu einem kleinen, bezaubernden Lächeln verzogen, als könnte er meine Gedanken lesen. Manchmal war ich mir nicht sicher, dass er es nicht konnte.

»Du weißt, ich kann dir geben, was du brauchst. Ich kann diese Unruhe in dir zum Stillstand bringen und dich glücklich machen.«

»Ich bin glücklich«, erwiderte ich leise, auch wenn die Vampire um uns herum uns sowieso hören konnten. Warum musste er gerade jetzt damit anfangen? Diese Art von Gespräch führten wir regelmäßig. Aaron ließ nicht locker, und das machte mich jedes Mal wütend.

Er lachte wieder, doch seine Augen blieben ernst. »Warum zürnst du ihm nach so langer Zeit noch immer? Wo du doch glücklich über dein neues Leben bist, wie du behauptest.«

»Weil ich auch mit meinem alten Leben glücklich war.«

Ich hatte keine Lust, jetzt darüber zu sprechen. Eigentlich hatte ich nie Lust, darüber zu reden. Es würde doch

nichts ändern. Was passiert war, war passiert. Dafür würde ich Victor bis ans Ende meiner Tage verachten.

»Du weißt, es ist nicht mit Absicht geschehen. Das war nie unser Bestreben, als wir dich damals kennenlernten, meine süße Katelyn.«

»Und doch hast du es nicht verhindert. Obwohl du wusstest, dass ich das nicht gewollt hätte.«

Ich funkelte Aaron an und sah, dass ich ihn verletzt hatte. So direkt hatte ich ihm das noch nie vorgeworfen. Sofort tat es mir leid. Es tat mir immer leid, wenn ich ihm wehtat. Und doch brachte er mich immer wieder dazu, genau das zu tun. Ich versuchte ihm, ihnen beiden, so gut es ging, aus dem Weg zu gehen, auch wenn es jedes Mal eine unbeschreibliche Wohltat war, in Aarons Nähe zu sein. Ich hatte das Gefühl, besser atmen und klarer denken zu können. Ein kleiner, aber mächtiger Teil in mir entspannte sich in diesen kurzen und seltenen Momenten auf eigentümliche Weise. Diesem Gefühl war ich so hilflos ausgeliefert, dass es mir eine Heidenangst einjagte und ich alles daran setzte, diese Situationen zu verhindern.

»Irgendwann wirst du verstehen, warum wir dich verwandelt haben«, sagte Aaron leise.

Ich blieb stehen. »Ihr, Aaron? Victor war es. Er ganz allein. Da gibt es nichts zu verstehen. Ich hatte ein Leben, eine Zukunft, eine Familie, und Victor hat mir all das genommen, weil er so ist, wie er ist. Ein eiskaltes, egoistisches Arschloch, dem es nicht im Geringsten leidtut. Niemals werde ich ihm das verzeihen. Und nun lass mich los. Ich hab keine Lust mehr zu tanzen oder überhaupt in diesem beschissenen Club zu sein.«

Ich wollte mich abwenden, aber Aaron hielt mich noch immer fest. Etwas an seiner Haltung hatte sich verändert. Vielleicht war ich zu weit gegangen? Aaron liebte Victor mehr, als ich mir vorstellen konnte. Er ließ nichts auf ihn kommen, das wusste ich.

»Du bleibst heute Nacht bei uns«, erwiderte er ruhig und schob mich vor sich her zurück zu unseren Plätzen. »Heute ist es nicht sicher dort draußen.«

Victor kam uns entgegen. »Wir haben Besuch«, sagte er leise.

Aaron nickte und schob mich zwischen sich und Victor. Im nächsten Moment spürte ich sie. Eine unbekannte Macht. Ich fühlte sie, wie ich auch Victors und Aarons Macht wahrnahm, auch wenn sich diese anders anfühlte. Beinahe gleichzeitig drehten wir uns um und ich entdeckte die Quelle dieser Energie.

Ein Vampir, groß und hager mit runden, aufmerksamen Augen kam in Begleitung einer jungen Frau mit kurzen, blonden Haaren auf uns zu. Sie trug derart knappe Hotpants und so hohe Absätze, dass sie nur aus Beinen zu bestehen schien. Eskortiert wurden sie von zwei Vampiren, die sehr jung gewesen sein mussten, als sie verwandelt wurden. Allerdings lag das einige Zeit zurück. Sie waren nicht so alt wie Victor und Aaron, aber älter als die meisten Vampire in ihrem Gefolge.

Bei dem kahlen Anführer, der in einen gut sitzenden grauen Anzug gekleidet war, hätte ich das Alter nicht schätzen können. Sein Gesicht war zerfurcht und gezeichnet von Entbehrungen aus einem harten Leben als Sterblicher. Die Farbe seiner Augen, die jedes noch so kleine Detail aufzusaugen schienen, wechselte je nach Lichteinfall zwischen Blau und Grau. Von ihm ging diese beeindruckende Macht aus, die mir auf der nackten Haut kribbelte, als liefen Ameisen darüber.

Im Club war es still geworden. Die ersten Besucher strebten unauffällig auf den Ausgang zu und zogen ihre menschlichen Begleiter mit sich. Sie wussten, wenn ein älterer Vampir ungebeten auftauchte, bedeutete es meistens Ärger.

»Ihr müsst die Zwillinge sein«, begrüßte der Kahle uns mit überraschend hoher Stimme. »Ich bin ...«

»Wir wissen, wer du bist«, sagte Aaron. »Du bist hier nicht willkommen.«

Ich warf Aaron einen raschen Blick zu. So direkte Worte kannte ich von ihm nicht. Aaron war ein Diplomat, Victor war derjenige, der erst zuschlug und dann zuhörte.

»Wie bedauerlich«, sagte der Kahle. »Wenn ich mich dennoch kurz vorstellen darf«, wandte er sich an mich und deutete einen Diener an. »Lucas. Mit wem habe ich das Vergnügen?«

Ich sah Aaron an. Er nickte.

»Katelyn.«

»Sehr erfreut. Ich nehme an, deine Freunde nennen dich Katie?«

»Meine Freunde nennen mich Kat. Du darfst mich Katelyn nennen.«

Es blitzte einmal in den grauen Augen auf, ob aus Ärger oder Belustigung konnte ich nicht sagen. »Es überrascht mich, dass sich die Zwillinge eine Gefährtin gesucht haben. Du musst etwas ganz Besonderes sein.«

»Wir sind ...«, wollte ich widersprechen, doch Lucas musterte mich ein wenig zu aufmerksam, deshalb hielt ich den Mund.

»Was willst du hier, Lucas?«, fragte Victor und lenkte die Aufmerksamkeit unseres merkwürdigen Besuchers auf sich.

»Aber, aber, begrüßt man so einen alten Freund?«

Das Kribbeln auf meiner Haut wurde heftiger. Was auch immer Lucas hier wollte, es konnte nichts Gutes sein. Nur beiläufig bemerkte ich, dass immer mehr Gäste den Club verlassen hatten, und die Musik verstummt war. Die beiden Leibwächter gingen neben ihrem Anführer in Pose, während die blonde Vampirin mich mit unverhohlener Neugier musterte. Es lag keine Feindseligkeit in ihrem Blick. Sie sah eher aus, als wollte sie mich einladen, mit ihr in eine dunkle Ecke zu verschwinden. Wahrscheinlich war das nur Show. Die meisten Vampire arbeiteten mit

Masken, um ihr Gegenüber in die Irre zu führen und von ihren tatsächlichen Kräften abzulenken. Meine war die der mürrischen Abweisung.

»Wir sind keine Freunde«, sagte Victor.

Die Zwillinge hielten ihre Macht im Zaum. Es war nichts davon zu spüren, als wären sie junge Vampire. Das gehörte zu ihrer Maske.

»Nein«, sagte Lucas. »Bedauerlicherweise nicht. Dennoch habe ich vor, hier eine Zeit lang zu verweilen.«

»Und kommst her und bittest um Erlaubnis?«

Lucas lachte gekünstelt. »Als ob ich das nötig hätte.«

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als er Victor in einer blitzschnellen Bewegung an der Kehle packte. Dieser reagierte sofort, griff nach der dürren Hand, die sich um seinen Hals schließen wollte, zerrte sie zur Seite weg und schlug Lucas den Ellenbogen ins Gesicht.

Die beiden Vampire gingen mit ihren mentalen Kräften aufeinander los. Die Heftigkeit dieser Attacke raubte mir den Atem und ließ die restlichen Gäste fluchtartig das *Velvet Lust* verlassen.

Die Luft wirbelte um uns herum wie in einem Tornado. Ich bekam nur die äußeren Wirbel ihrer Macht zu spüren, dennoch ging es mir durch Mark und Bein, und alles in mir krampfte sich zusammen.

Lucas hatte Victor erneut an der Kehle gepackt, als würde seine Energie dadurch besser fließen, und Victor tat es ihm nach. Aaron hatte eine Hand auf Victors Arm gelegt, tat sonst jedoch nichts. Victor hatte die Zähne so fest aufeinandergebissen, dass seine Wangenknochen heraustreten, und die Adern an seinem Hals dick anschwellen. Lucas Augen färbten sich vor Anstrengung dunkler, bis sie fast schwarz waren. Sein Blick war so fest auf Victor gerichtet, dass er nichts anderes mehr wahrzunehmen schien. Er hatte die Zähne gebleckt und offensichtlich Mühe, gegen die Macht der Zwillinge anzukämpfen.

Die Energiewirbel um mich herum strömten nur noch in eine Richtung. Von Victor weg in Lucas hinein, der langsam an Kraft verlor und einen ersten Schritt zurücktaumelte. Die Blonde griff nach seinem Arm, um ihn zu stützen, während Victor mit unverminderter Stärke auf ihn eindrang. Ich wusste, er würde erst aufhören, wenn der Eindringling am Boden lag.

Von einer Sekunde auf die andere wendete sich jedoch das Blatt, und Victor stöhnte auf. Aaron zuckte zusammen. Nun war es Victor, der einen Schritt zurücktaumelte. Die unsichtbaren Energieströme hatten sich verändert. Sie waren dicker geworden, wie Gelee. Es fühlte sich nicht mehr nur wie ein Kribbeln an, sondern wie Peitschenhiebe. Jeden davon bekam Victor mit geballter Kraft zu spüren, während mich deren Ausläufer schon zusammenfahren ließen. Es lag nicht daran, dass die blonde Vampirin zu ihrem Anführer getreten war. Sie war jung. Älter als ich, aber nicht annähernd stark genug, um ihre Kräfte auf einen anderen Vampir übertragen zu können. Die beiden Leibwächter waren nur schöner Schein, die mit ihrem selbstsicheren Auftreten und ihren Muskeln überzeugen sollten.

»Hier stimmt etwas nicht«, flüsterte Aaron und sah sich hektisch um.

Er wagte nicht, sich von Victor zu entfernen, und ich tat es ihm nach und sah mich ebenfalls um. Vielleicht gab es andere Begleiter, die ihren Anführer aus der Ferne unterstützten?

Tatsächlich. Direkt neben dem Eingang entdeckte ich einen Mann. Er war in einen dunklen Umhang gehüllt, und dadurch perfekt getarnt vor der schwarzen Wand. Er sah konzentriert in unsere Richtung. Ich rannte los, so schnell ich konnte.

Damit hatte die Blondine gerechnet. Sie sprintete mir hinterher, bekam mich an den Haaren zufassen und riss mich zu Boden. Der Aufprall raubte mir für einen Moment

den Atem, den sie nutzte, um sich auf mich zu setzen und mir ins Gesicht zu schlagen. Sie grinste mich boshaft an und hatte Vergnügen daran, mich zu attackieren. Ich griff nach ihrem Arm, zog ihn zur Seite und rollte mich gleichzeitig herum. Noch in der Bewegung stieß ich die Hüften hoch, um sie so von mir herunterzubekommen. Einen Moment kam ich frei, ehe zwei kleine Hände mich erneut ergriffen, und ich quer durch den Raum flog. Ich riss ein paar Barhocker um und prallte schließlich ziemlich unsanft gegen die Kante der Bar. Leider zerbrachen Möbel im echten Leben nicht so leicht wie im Film, und es schmerzte auch mehr. Dennoch konnte ich einen Hocker packen und mit ihm nach meiner Angreiferin schlagen, die keine zwei Sekunden später wieder über mir war. Sie heulte auf, als ich sie mit dem Hocker von den Beinen riss. Ich sprang sofort auf, doch auch die Blonde war schnell. Zu schnell. Ihre Hand schloss sie wie eine Eisenfaust um meine Kehle und drückte mir die Luft ab. Als ich anfang, nach ihrem Gesicht zu greifen, um sie irgendwie von mir wegzubekommen, hielt sie mich am ausgestreckten Arm von sich und drückte fester zu. Sie war viel stärker, als ich gedacht hatte.

Ich hing fest in ihren Klauen. Sie grinste mich boshaft an und ließ dabei einen unpassend lüsternen Blick über mein Kleid schweifen, das nicht mehr so saß, wie es sollte.

Ich trug noch immer die hochhackigen Schuhe, und als sie aufblickte und sich gierig über die Lippen leckte, sah ich ihr tief in die Augen und lächelte sie an. Ich wusste, ich brauchte nicht probieren, in ihren Kopf einzudringen, aber wie viele andere Vampire schienen sie Schmerz und Kampf zu erregen. Ich setzte alles auf diese Karte und schob in einer auffordernden Geste die Hüften vor. Was nicht so leicht war, wenn man wie ein Fisch am Haken hing. Sie lachte kurz auf und zog mich etwas näher zu sich heran. Um mich erneut zu schlagen oder zu küssen oder womöglich anzugrapschen, wollte ich nicht herausfinden.

Ich rammte ihr den Pfennigabsatz meines rechten Pumps mit aller Gewalt in den Fuß, was sie vor Schmerz aufschreien ließ. Bevor sie mich von sich stoßen konnte, verlagerte ich mein Gewicht auf den rechten Fuß und drehte ihn schnell ein paar Mal hin und her, bis er sich in ihrem Fuß und hoffentlich im Teppich verkeilt hatte.

»Du verfluchte Schlampe«, schrie sie.

Ich packte sie, verschränkte die Hände hinter ihrem Rücken und drückte zu. Ich versuchte, sie aus dem Gleichgewicht zu bringen, indem ich mich mit meiner ganzen Körperkraft gegen sie stemmte. Sie war einseitig am Boden fixiert und geriet ins Schwanken. Mit einem letzten Schubs fielen wir zu Boden. Mein Pumps steckte in ihrem Fuß, und ich zog blitzschnell den anderen aus und rammte ihr den Absatz mitten ins Auge. Sie schrie und griff mit zitternden Händen danach. Ich sprang auf und blickte mich nach Aaron und Victor um.

Die beiden Leibwächter waren auf Aaron losgegangen. Victor und Lucas hielten sich noch immer an den Kehlen gepackt und fochten ihren mentalen Kampf aus. Victors Gesicht war schmerzverzerrt. Es sah nicht gut aus für ihn. Aaron hatte dem einen Lakaian mit einem gezielten Biss die Halsschlagader aufgerissen. Er lag blutend und röchelnd am Boden. Der andere war zäher und steckte Aarons Hiebe scheinbar unbeeindruckt ein.

Der unbekannte Mann stand noch immer dort im Dunkeln und schien Lucas aus der Ferne zu unterstützen. Ich wartete nicht ab, ob Aaron mit dem zweiten Leibwächter fertig werden würde, sondern rannte erneut los. Ich war nur noch wenige Schritte von ihm entfernt, als ich Aaron brüllen hörte.

»Nein!«

Da hatte ich den heimlichen Helfer bereits erreicht. Ich riss ihm den Umhang herunter, packte ihn an den nackten Armen und erstarrte. Die Berührung brannte wie Feuer, und

ich schrie auf, unfähig, mich von dem sonderbaren Kerl zu lösen. Er sah aus wie ein normaler Mensch, doch seine Augen glühten orangerot, als er mich perplex ansah. Er nahm mich erst jetzt wirklich wahr und versuchte, mich abzuschütteln. Meine Haut schien in Flammen zu stehen und mit seiner zu verschmelzen. In meiner Pein packte ich fester zu. Meine Finger verkrampften sich derart, dass ich nicht fähig war, ihn loszulassen. Während ich schrie, wurde ich mit Gewalt von ihm weggezerrt, wobei ein Teil meiner Haut abriss und an seinen nackten Armen kleben blieb. Ich fiel zu Boden, fing meinen Sturz im Reflex ab und schrie erneut auf.

Entsetzt sah ich, dass Aaron den Feuermann zu Boden gestoßen hatte, über ihm kauerte und ihm die Zähne in den Hals schlug.

»Aaron!« Ich sprang auf und rannte zu ihm.

Meine Hände brannten wie Feuer, und ich warf einen Blick darauf, als ich bei Aaron und dem unheimlichen Mann angekommen war. Die Haut war stellenweise bis auf die Knochen verätzt, als hätte ich in Säure gefasst. Von Panik erfüllt sah ich Aaron an. Er hielt den Mann mit seinem Körper am Boden gedrückt. Er stöhnte, sein Körper zuckte scheinbar unkontrolliert und er trank in tiefen Zügen das Blut meines Angreifers. Unter seiner bleichen Haut pochten die Adern dick und feuerrot, als würde er die Hitze zusammen mit dem Blut trinken. Als der Mann erschlaffte, ließ Aaron ihn los und richtete sich auf. Er war völlig außer Atem, der Mund und das Kinn blutverschmiert. Seine Augen loderten wie eben noch die seines Opfers in feurigem Rotorange. Sie sprühten vor Zorn und einer Wildheit, die ich noch nie an ihm gesehen hatte. Ich sah keine Anzeichen einer Verbrennung oder Verätzung, weder an seinen Händen noch in seinem Gesicht. In einer einzigen fließenden Bewegung kam er auf die Beine und auf mich zu. Er nahm mich stürmisch in die Arme und

küsste mich immer wieder, ehe er mich an den Schultern festhielt und aufmerksam musterte.

»Katelyn, alles in Ordnung? Geht es dir gut?«, fragte er und küsste mich erneut auf die Wangen, als ich nickte.

»Woher wusstest du ...?«

Er griff nach meinen Händen und betrachtete sie mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Ich wusste es nicht«, antwortete er leise. »Doch ich hab es geahnt.«

»Wieso konntest du ihn anfassen?«

»Später, mein Kätzchen.« Er blickte an mir vorbei, und erneut überzog eine freudige Erleichterung seine Züge. Ich drehte mich ebenfalls um und sah Victor auf uns zuwanken. Er wirkte erschöpft und hatte Blut am Hals und den Händen. Wobei das Blut an seinen Händen nicht sein eigenes war, wie ich mit einem Blick nach hinten feststellte. Lucas lag mit klaffender Brust am Boden. Victor hatte ihm das Herz herausgerissen. Seine Spezialität im Umgang mit nervigen Feinden.

»Lucas ist tot«, sagte er mit rauer Stimme.

Aaron begrüßte ihn in gleicher Manier, indem er ihn mit einem Arm umarmte und wiederholt auf die Wangen küsste. Mit dem anderen hielt er noch immer mich umfasst. Er drückte uns an sich, froh und glücklich strahlend. Manchmal war er schrecklich theatralisch.

Jetzt, wo Victor neben mir stand, konnte ich erkennen, dass er nicht nur erschöpft war, seine Kräfte waren verbraucht. Die Augen blutunterlaufen mit dunklen Schatten darunter, die Zähne vor Anstrengung, sich nichts anmerken zu lassen, fest zusammengebissen, schwankte er, als würde er jeden Moment zusammenbrechen.

Das entging auch Aaron nicht. Er legte sich einen von Victors Armen um die Schulter, nicht ohne ihn vorher sanft über die Wange gestrichen und zärtlich angelächelt zu haben. »Lasst uns nach Hause fahren«, schlug er im Plauderton vor, als wäre nichts gewesen. »Und eure Wunden versorgen.«

Nachdem alles vorbei war, erschienen die ersten Vampire im Club und bekamen sofort den Auftrag, für Ordnung zu sorgen. Es war keine Feigheit, die sie zur Flucht getrieben hatte, sondern Victors klare Anweisung. Wenn ein älterer Vampir auftauchte und ihn herausforderte, sollten sich alle schwächeren Vampire zurückziehen, um nicht ungewollt zwischen die Fronten zu geraten. Keiner hatte sich je gegen diese Anordnung gewehrt, die ich vom ersten Tag an wie selbstverständlich ignoriert hatte. Ich hegte den Verdacht, dass Victor dabei nicht nur das Wohlergehen seiner Leute im Sinn hatte, sondern dass er vertuschen wollte, welche Kräfte er und Aaron wirklich besaßen. Nichts war stärker als ein wohlgepflegter tödlicher Ruf.

»Was war das für ein Mann?«, fragte ich Aaron, als wir im Auto saßen und in Richtung Unterschlupf fuhren.

Wir hatten einen Anwarter dabei, von dem Victor trank, um wieder zu Kräften zu kommen. Aaron saß neben den beiden und fummelte scheinbar selbstvergessen an dessen Halskette herum. Ich hockte neben dem Fahrer, keiner der beiden fuhr jemals selbst, und versuchte, Aarons Aufmerksamkeit auf mich zu lenken.

»Ein Feuertämon«, antwortete er. »Ich hab ihn nicht gespürt. Bis du ihn entdeckt hast, mein Kätzchen. Ist sie nicht wundervoll, Victor?«

Victor knurrte zur Antwort und ließ den Arm des jungen Mannes los, der sich unbehaglich zwischen den beiden Vampiren fühlte. Aaron legte den Kopf schief und musterte den Sterblichen mit kindlichem Interesse, wobei er uns zu vergessen schien.

»Wieso hast du dich nicht an ihm verbrannt? Aaron?«, fragte ich.

Aaron beugte sich vor und inspizierte den silbernen Anhänger des Blutspenders, als versuchte er, eine verborgene Inschrift darauf zu entdecken.

»Kannst du mir mal antworten?«, blaffte ich ihn an und sah zu Victor. »Was ist los mit ihm?«

Victor grinste und tätschelte Aaron liebevoll den Kopf, obwohl dieser so gefangen war in der Betrachtung des Anhängers, dass er es nicht einmal bemerkte. »Er ist high.«

»Wie bitte?«

»Das war ein Mutant, und Aaron hat ihn leer getrunken. Du weißt doch, wie Mutantenblut bei uns wirkt. Und je mächtiger der Mutant ... Du wirst heute keine vernünftigen Antworten mehr von ihm bekommen. Und ich bin müde, Kat. Lass uns morgen über alles reden.«

Damit lehnte er sich entspannt zurück, schloss die Augen und wurde zu der regungslosen Statue, die er gern mimte. Und die mir signalisierte, dass das Gespräch zu Ende war. Ich schnitt eine Grimasse, drehte mich beleidigt um und verfluchte die beiden.

Kapitel 3



eraphina schreckte hoch. Ihr Herz pochte so laut, dass sie für einen Moment nichts anderes hören konnte. Sie hatte geträumt. Es war nur ein Traum. Mühsam setzte sie sich auf. Sie fühlte sich müde und erschöpft. Der Urlaub hatte ihr bisher nicht gutgetan. Sie hatte sich entschlossen, ihre alte Heimat Blackchapel zu besuchen. Die lange Fahrt dorthin, erst mit dem Zug, dann mit der Fähre und danach mit einem Mietwagen, hatte sie geschwächt. Sie hätten fliegen können, doch sie wusste, dass Nathaniel Flugangst hatte, und wollte ihn nicht unnötig quälen. Trotz der Nickerchen, die sie die Autofahrt über immer wieder genommen hatte, fühlte sie sich bereits nach dem Mittagessen zu erschöpft, um wach bleiben zu können.

Sie hatte Nathaniel an der Hotelbar zurückgelassen, auch wenn er dagegen protestiert hatte. Eine sympathisch klingende Frau hatte ihn in ein Gespräch verwickelt, gewiss angezogen von seinem ansprechenden Äußeren. Er schien wenig interessiert gewesen zu sein, aber vielleicht hatte sich das in der Zwischenzeit geändert, denn sie konnte ihn nicht in der Nähe spüren.

Sie stand auf und tastete sich zum Badezimmer. Es fiel ihr immer schwer, sich in einer ungewohnten Umgebung zurechtzufinden. Wahrscheinlich lag es daran, dass sie in den vergangenen Jahrzehnten nie in einer anderen Umgebung als der gewohnten gewesen war.

Das Bad roch nach Desinfektionsmittel und Nathaniels Aftershave. Es war größer als ihres zu Hause und hatte sogar eine Whirlpoolbadewanne, die sie jedoch noch nicht ausprobiert hatte. Sie wollte nicht länger als erforderlich

nackt sein, wenn Nathaniel bei ihr war. Es war nicht nötig, dass er den Anblick ihres ausgezehrten Körpers ohne eine Notwendigkeit ertragen musste.

Die Frau an der Bar hatte mit Sicherheit eine sinnlich-weibliche Figur. Zumindest hatte sie so geklungen.

Sie spülte und taperte durch die Suite zurück zu dem Himmelbett, dessen Farbe von einem satten Dunkelrot war, wie Nathaniel ihr berichtet hatte. Ihr war das völlig egal, sie interessierte sich weder für Farben noch Formen, doch er war der Ansicht, sie würde sich wohler fühlen, wenn sie sich ihre Umgebung in jeder Einzelheit vorstellen konnte.

Seit sie ihre Bestimmung gefunden hatte, hatte sie sich mit unvermindertem Eifer darauf gestürzt und sie erfüllt. Sie konnte sich noch gut an die Pein während des Ausbruchs der Mutation erinnern. Und an die Panik, die sie verspürt hatte. Es waren nicht nur die entsetzlichen Schmerzen, die ihr Angst gemacht hatten, sondern vor allem ihre Unwissenheit. Es war alles so schnell gegangen, dass sie nicht einmal begriffen hatte, was genau geschehen war. Jetzt wusste sie es besser, sie wusste, was die Mutation in ihr erweckt und zum Ausbruch gebracht hatte. Damals hatte sie nichts verstanden, als das entsetzt blickende Gesicht des jungen Mannes, mit dem sie sich seit Wochen heimlich des Nachts getroffen hatte, vor ihren Augen verschwamm. Sie hatte wahrlich Todesangst verspürt. Die Schmerzen hatten sie ohnmächtig werden lassen, und als sie wieder zu sich gekommen war, war sie blind gewesen und in Panik geraten.

In den ersten Wochen nach ihrer Verwandlung hatte sie nichts von ihren Fähigkeiten gewusst. Sie war herumgeirrt, verängstigt, verwirrt und allein. Genau das ersparte sie den Frischmutierten, die sie aufspürte. Sie bot ihnen Unterstützung an, nicht nur seelische, sondern auch körperliche, um die Schmerzen und die Angst besser ertragen zu können.

Seraphina wusste, dass ihre Kräfte schwanden. Es war nicht allein die letzte Suche, die sie so viel Kraft gekostet hatte. Dieses Ausstrecken ihrer mentalen Fühler, wenn sie sich in tiefster Trance befand, fiel ihr zusehends schwerer. Wann immer sie einen Frischmutierten fanden, nahm sie einen Teil seines Schmerzes unwiderruflich in sich auf. Gegen die Verwüstung, die dieser Schmerz in ihr anrichtete, kam nicht einmal Nathaniel mit seinen außergewöhnlichen Heilerkräften an. Emerald hatte es ihr angesehen. Deshalb hatte er sie auf diesen Urlaub geschickt. Dabei hätte er es besser wissen müssen.

Sie ließ sich ins Bett fallen. Die Bettwäsche war gestärkt und roch frisch und steril. Wenn ihre Kräfte versiegten, was bliebe ihr? Ihre Arbeit als Seherin war ihr gesamter Lebensinhalt. Seit so langer Zeit. Sie hatte keine Freunde, keine Familie. Außer vielleicht Nathaniel. Auch das würde sich bald ändern. Sie würde dafür sorgen, dass er nicht den gleichen Fehler beging und sich wie sie völlig aus der Welt der Menschen zurückzog. Als Heiler konnte Nathaniel unbehelligt unter den Menschen leben. Keiner würde etwas bemerken oder sich von ihm abgestoßen fühlen oder Angst vor ihm haben. Sie würde ihn in ein erfülltes Leben entlassen, sobald Emerald einen neuen Heiler für sie gefunden hatte. Nathaniel würde es nicht freiwillig tun, das wusste sie. Er hatte ein ungewöhnlich hohes Maß an Pflichtbewusstsein, doch für ihn wäre es das Beste, wenn er dem Ganzen den Rücken kehrte. Es gab einen Weg, wie sie das erreichen konnte. Die ganze Fahrt hierher hatte sie darüber nachgedacht und sich alles genauestens überlegt. Sie hatte Blackchapel nicht zufällig ausgewählt. Dass es einst ihre Heimat war, war nicht mehr als ein glücklicher Zufall, der ihre wahren Beweggründe verschleierte. Denn in der unscheinbaren Stadt Blackchapel würde sie das finden, was sie brauchte, um Nathaniel sein Leben zurückzugeben.



Ich stapfte durch den dunklen Flur. Mein Weg führte mich nicht zu meinem Zimmer, sondern zu Bens. Meine Hände brannten und mussten versorgt werden. Allein schaffte ich das nicht. Ben war jedoch nicht da. Also beschloss ich, zu warten. Spätestens zum Sonnenaufgang müsste er auftauchen. Ich ging ins Bad und suchte in seinem für einen Mann ordentlich bestücktem Badezimmerschrank nach Verbandszeug. Was sich als nicht leicht erwies, da jede kleinste Bewegung meiner Finger erneute Feuersalven durch mich jagte. Es blutete nicht mehr, aber die Haut war krebsrot und riss bereits unter geringer Spannung auf. Ich gab meine Suche auf und wickelte mir kurzerhand zwei Waschlappen notdürftig darum, die ich vorher in kaltes Wasser getaucht hatte.

Gerade als ich zurück ins Wohnzimmer gehen wollte, wurde die Tür aufgestoßen und Ben kam lachend mit einer, ebenfalls lachenden, Vampirin herein. Ich blieb in der Badezimmertür stehen und beobachtete, wie sie ihm das Hemd über den Kopf zog und dabei mit einem spitzen Absatz die Tür hinter sich zuschlug. Noch hatten sie mich nicht bemerkt, aber es war offensichtlich, worauf das Ganze hinauslief. Darauf konnte ich im Moment gut verzichten. Der Abend war sowieso schon ein Desaster.

»Hallo Ben. Lindsay«, begrüßte ich die beiden, ehe die Situation noch unangenehmer werden konnte.

Sie zuckten zusammen, und Ben fuhr überrascht zu mir herum.

»Dich hab ich nicht erwartet.«

»Das seh' ich«, sagte ich.

Ben schnaufte und machte eine hilflose Geste. »Was hast du erwartet nach der Abfuhr heute Abend?«, fragte er, und ich zuckte die Schultern.

Eigentlich erwartete ich nichts von ihm, doch das wollte er wohl eher nicht hören.

»Ich geh mal lieber«, sagte Lindsay.

Ich kannte sie. Sie war schon lange scharf auf Ben. Ich mochte sie nicht, aber sie hatte mit dieser Sache nichts zu tun. »Bleib ruhig hier«, sagte ich so freundlich, wie es mir angesichts der jüngsten Ereignisse möglich war. »Ich wollte mich nur kurz von Ben verarzten lassen.«

Zur Demonstration hob ich beide notdürftig bandagierten Hände.

»Mist, was ist dir denn passiert?«, fragte sie.

»Nicht so wichtig«, antwortete ich und sah Ben an. »Könntest du mir vielleicht eben dabei helfen?«

»Was soll das, Katie?«, fragte er und kam zu mir.

Er hatte sich das Hemd nicht wieder angezogen, und ich verstand, was Lindsay an ihm fand. Und was ich an ihm fand. Es war ein herrlicher Anblick – trotz allem. Er griff nach meinen Händen und riss das Tuch herunter.

»Scheiße.«

»Kann man wohl sagen.«

»Was ist passiert?« Er legte den Waschlappen wieder darauf und lüftete vorsichtig den anderen.

»Nicht so wichtig«, wiederholte ich und schickte ein Lächeln in Lindsays Richtung. »Vielleicht könntest du so gut sein, mir das zu verbinden? Dann verschwinde ich wieder und lass euch Turteltauben allein.«

Bens Blick wurde wütend und er sog lautstark die Luft ein. Lindsay schielte erneut in Richtung Tür.

»Das ist nicht dein Ernst, oder?«

»Allein schaffe ich das nicht.«

»Du kannst nicht einfach herkommen, als wäre nichts gewesen«, rief er. »Weißt du, dass du das immer so machst? Du stößt mich weg, dann kommst du zu mir und willst, dass ich mit dir schlafe. Und sobald ich mit dir reden will, gehst du.«

»Äh, ich geh lieber doch«, sagte Lindsay und griff nach der Klinke.

Ben war schneller bei ihr, als ich es ihm zugetraut hätte. »Du bleibst! Ich werde Katelyn die Hände verbinden. Dann verschwindet sie wieder. Ohne, dass ich sie gefickt habe.«

Er schob die erschrockene Vampirin zum Bett und küsste sie wie zur Bestätigung, wer heute Nacht in den Genuss seiner Gesellschaft kommen würde. Dann zerrte er mich ins Bad, wo er die Tür hinter uns zuschlug. Oben ohne und wütend gefiel er mir sogar noch besser.

»Ich hab's echt satt mit dir«, schimpfte er, während er aus einer Kiste auf dem Regal mit den Handtüchern Mullbinden herauskramte. »Ich versteh dich nicht, Katie. Was willst du eigentlich?«

»Im Moment würde es mir reichen, wenn du mir die Hände verbindest.«

Ich versuchte es auch bei ihm mit einem einnehmenden Lächeln. Entweder gelang es mir nicht, oder er war nicht in der Stimmung für Scherze. Er kniff die hübschen Lippen zusammen und wickelte mir Mullbinden um die verbrannten Hände.

»Du hättest auch jemand anders fragen können.«

Ich ersparte mir eine Erwiderung.

Ben hatte geschickte Finger. Nicht nur, wenn es ums Verbinden von Wunden ging. Nachdem er fertig war, blieb er stehen. Meine Hände noch in seinen, und so nah, dass ich seinen Atem auf meiner Haut spürte. Er roch gut, und ich sog diesen vertrauten Duft genüsslich ein, der bisher für angenehme Stunden gestanden hatte.

»Es stört dich nicht mal, dass ich mit Lindsay schlafen werde, oder?«, fragte er und sah mich an.

»Ben, das hatten wir doch alles schon.«

»Weißt du, wie lange wir schon miteinander schlafen?«

Mir wurde etwas unbehaglich, als ich darüber nachdachte.

»Zwei Jahre, Katie.«

»Tatsächlich?«

»Und du kannst immer noch nicht zugeben, dass das hier mehr als nur eine Bettgeschichte ist.«

»Ich bin nicht hergekommen, um mit dir zu schlafen. Ich brauchte einfach ... deine Hilfe. Schlaf mit Lindsay, wenn dir danach ist. Sie ist ... hübsch.« Und hat dicke Titten, aber das konnte ich mir gerade noch verkneifen.

Er lachte grimmig auf und rieb sich in einer verzweifelten Geste über den Kopf, ehe er ihn kurz schüttelte. Ich sah zu, wie er zur Tür ging und sie aufriss. Das Bett war leer. Lindsay hatte die Situation ausgenutzt und war gegangen. Irgendwie konnte ich es ihr nicht verübeln.

»Na toll.«

»Tut mir leid für dich.« Dieser Abend war unerfreulich genug verlaufen. Meine brennenden Hände waren nicht einmal das Schlimmste. Ich war absolut nüchtern, hatte nicht gejagt und bekam schlichtweg Lust, während ich immer wieder auf Bens wohlgeformten Oberkörper starrte. Er ging ins Zimmer, sammelte sein Hemd vom Boden auf und verhüllte gnädig seine anziehende Nacktheit.

»Ich werde nicht schlau aus dir, Katie«, murmelte er und sah mich wieder an. »Ich denke, du gehst besser.«

Da stimmte ich ihm voll und ganz zu. Wenn ich schon keinen Sex haben konnte, brauchte ich was anderes, um meine Nerven zu beruhigen. Auch das bekam ich bei Ben immer. Er war mein Rundum-Wohlfühlprogramm und sah auch noch gut dabei aus. Kein Wunder, dass ich es bereits zwei Jahre mit ihm aushielt.

»Hast du Gras?«

Ben starrte mich an, und für einen Moment dachte ich, er würde ausflippen. Doch er stapfte zu einer Kommode und holte die Blechschachtel mit den Joint Utensilien heraus. Er hielt sie mir hin, sah grimmig auf meine bandagierten Finger und machte sich daran, mir eine Tüte zu drehen.

»Verschwinde«, flüsterte er, als er mir das kleine Kunstwerk in die Hand drückte.

So war er. Mein Ben. Vorerst würde ich ihm allerdings aus dem Weg gehen müssen. Ich hatte weder Lust auf Streitereien noch, einen Streit beizulegen, und ihn dadurch zu ermutigen. Ich würde mir nicht von ihm und auch von sonst niemandem vorschreiben lassen, wie ich mein Leben zu führen hatte. Genau das würde er nämlich versuchen, wenn ich eingestand, dass wir tatsächlich so etwas wie eine Beziehung führten. Was wir natürlich nicht taten.

Ich zog mir in meinem Zimmer etwas Bequemerer an und machte mich auf den Weg zu meinem Sarg in dem Geheimversteck unter den Räumen der Zwillinge. Der Eingang befand sich in einer Nische in dem dunklen Flur, der zu Aarons und Victors Wohnung führte. Kaum hatten sich die Steinwände hinter mir nahtlos ineinandergefügt, zündete ich meinen Einschlafjoint an und nahm genüsslich einen tiefen Zug. Ich hielt die Luft an, solange es ging, und stieß den Rauch in Kringeln aus. Das wiederholte ich zwei Mal und trottete dabei den Gang entlang. Victor erwartete mich bereits. Er hatte geduscht und trug eine leichte Stoffhose und einen offenen Bademantel über der nackten muskelbepackten Brust. Bei seinem militärischen Haarschnitt sollte man meinen, dass auch der Rest von ihm kahl geschoren war, doch seine Brust zierten goldblonde Locken, die mich von Anfang an fasziniert hatten. Ohne ein Wort griff er nach meinen Händen. Ich zuckte vor Schmerz zusammen.

»Hat Ben dich verbunden?«

Ich nickte.

»Du solltest über Tag Luft daran lassen.«

»Ja, danke«, sagte ich und machte mich von ihm los. Ich nahm einen weiteren Zug und versuchte, auch den zu genießen. Victor sah mich auffordernd an. Ich seufzte und gab ihm meine Gutenachttüte. Zu meiner Überraschung warf er sie nicht fort, sondern zog ebenfalls geübt daran.

»Aaron hat mir erzählt, was passiert ist«, sagte er, nachdem er den betäubenden Rauch ausgestoßen und mir den Joint zurückgegeben hatte. »Warum hast du das getan?«

»Was getan?«

»Warum hast du dich auf diesen Feurdämon gestürzt?«

Ich hatte keine Ahnung, worauf er hinauswollte und sah ihn fragend an.

»Lucas hätte mich getötet, wenn du nicht so schnell gewesen wärst«, erklärte er.

»Tja, freu dich doch«, sagte ich. »Ich hab einfach reagiert, als ich diesen Typen entdeckt hatte. Außerdem glaube ich nicht, dass Aaron zugelassen hätte, dass dieser Lucas dich tötet.«

»Er hätte nicht viel ausrichten können als mein Nachkomme«, sagte Victor und musterte mich so aufmerksam, dass mir unwohl wurde. »Das war sehr mutig von dir.«

Wow, ein weiteres Lob des großen Anführers. Das musste mein Glückstag sein. Hatte er etwa gedacht, ich würde tatenlos zusehen, wie Lucas ihn fertig machte? Ich hatte Victor mit Sicherheit eine Billion mal den Tod gewünscht, aber niemals wäre ich auf die Idee gekommen, wegzugucken, wenn ihm ernsthaft Gefahr drohte. »So bin ich«, sagte ich und grinste kurz.

Ich drückte den Rest des aufgerauchten Joints auf dem Boden aus und wollte mich an Victor vorbeischieben. Ohne seine nackte Haut zu berühren, würde es mir nicht gelingen und danach stand mir erst recht nicht der Sinn. Also blieb ich stehen und sah auffordernd zu ihm auf.

Victor hob einen Arm und krepelte den Ärmel hoch. »Trink.«

»Ich will nicht von dir trinken.«

»Aber ich will es. Deine Hände werden besser heilen.«

Vielleicht war das seine Art, sich zu bedanken? Zumindest war es seine Art, mir zu signalisieren, dass Widerspruch zwecklos war. Also bohrte ich meine Zähne in

seine Haut und trank dieses alte Vampirblut. Es schmeckte herb, stark und verdammt lecker, aber es machte mich nervös, ihm so nahe zu sein, deshalb hörte ich schnell wieder auf. »Was wollte Lucas von dir?«

Victor zuckte die Schultern und drückte die Finger auf die Bisswunden an seinem Handgelenk, um die Blutung zu stillen.

»Das Übliche. Du weißt ja, dass Aaron und ich vielen Vampiren ein Dorn im Auge sind. Wir sind zu stark zusammen und zu autark. Es waren schon etliche hier, um uns unser Gebiet streitig zu machen. Und es werden noch viele folgen, da bin ich mir sicher. Lucas war schwach, deshalb hat er sich Hilfe holen müssen, um es zu versuchen.«

»Wieso hat dieser Mutant ihm geholfen? Ich dachte, sie hassen uns.«

Victor verzog den Mund zu einem seiner seltenen Lächeln. Es wirkte gehässig. »Entweder hat Lucas ihn erpresst, oder«, antwortete er langsam, »Lucas war nur der Strohhalm.«

»Du meinst, der Mutant wollte dich töten und hat Lucas dafür benutzt?«

»Gut möglich. Vielleicht ist Lucas auch nur ein guter Liebhaber gewesen, und der Feurdämon ist deshalb bei ihm geblieben.«

Das konnte ich mir nicht vorstellen, doch wir würden es nicht mehr herausfinden können, da jeder tot war, der es hätte wissen können. Einschließlich des Mutanten. »Erzähl mir was über diesen Feurdämon«, bat ich.

Victor seufzte und krepelte sich langsam den Ärmel hinunter. »Feurdämonen sind die häufigsten Mutationen. Und die Schlimmsten. Du weißt, dass Mutanten einzig und allein zu dem Zweck leben, um uns Vampire zu vernichten?« Er sah mich fragend an, und ich nickte. »Die Krieger erkennst du sofort und kannst dich von ihnen fernhalten. Feurdämonen hingegen wirken wie normale

Menschen. Man weiß nie, welche Kräfte sie haben. Manchmal können sie Feuer heraufbeschwören und gegen uns schleudern oder sie bringen mit durchdringenden Blicken dein Blut zum Kochen. Manche entfalten ihre Kräfte erst, wenn wir sie berühren oder von ihnen trinken, und verätzen dich von innen.«

Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken, als ich mir vorstellte, welche perfekte Waffen diese Feurdämonen waren, wenn wir sie so schwer erkennen konnten. Gleichzeitig wurde mir klar, wie wenig ich über die Fähigkeiten der Mutanten wusste. Sicher kannte ich die Schauernmärchen und vor allem die Schilderungen über die berauschte Wirkung ihres Blutes. Getroffen hatte ich allerdings noch keinen. Es gab Geschichten über Mutanten, die sich äußerlich nicht von Menschen unterschieden, deren Blut uns jedoch bereits nach wenigen Schlucken von innen heraus vertrocknen lassen würde, was selbst für einen alten Vampir den Tod bedeutete. Oder ihr Blut wirkte wie ätzende Säure. In längst vergangenen Zeiten tränkten die Mutanten ihre Pfeilspitzen und Pflöcke damit, eine grausige Vorstellung. Anderen Mutanten wuchsen Fingernägel, hart wie Holzpflocke, oder ihre Haut wurde zu einem undurchdringlichen Panzer. Diese Fähigkeiten, gepaart mit übermenschlichen Kräften, die an unsere heranreichten, machten aus ihnen perfekte Vampirjäger.

Alles in allem waren Mutanten keine besonders angenehmen Zeitgenossen und Koalitionen waren äußerst selten. »Wieso konnte Aaron ihn berühren?«

Victor seufzte und sah mich lange an. Ich war mir schon sicher, dass er mir nicht antworten würde. Er hatte schon sehr viel mehr gesprochen, als er es für gewöhnlich tat.

»Weil Aaron über besondere Kräfte verfügt. Es gibt vieles, was du noch nicht über uns weißt, Katelyn. Irgendwann wirst du alles verstehen. Wenn die Zeit reif ist.«

Wenn die Zeit reif ist? Was war das denn für eine klischeehafte Antwort? »Und wann wird das sein?«

Victor zuckte die massigen Schultern und drehte sich um. Die Unterhaltung war beendet. Ich verdrehte die Augen und sah dem großen, blonden Vampir hinterher, wie er in unserem Schlafkeller verschwand.

Warum konnte er nicht einmal meine Fragen beantworten? Geduld, das hatte ich zu Anfang meines Vampirdaseins lernen müssen, war mehr als nur eine Tugend. Für die meisten älteren Vampire war Zeit ein unwichtigerer Faktor. Geheimniskrämerei jedoch ein umso wichtigerer. Manchmal fragte ich mich, ob ich irgendwann genauso werden würde. Alt und geheimnisvoll, ruhig und geduldig in dem Wissen, dass ich alle Zeit der Welt hatte. Wahrscheinlich nicht. Zumindest nicht, wenn ich es verhindern konnte.

Ich trottete Victor hinterher und legte mich in meinen Sarg, der quer zu denen von Aaron und ihm stand, die beide bereits geschlossen waren. Wie jeden Morgen hörte ich Aarons gedämpfte Stimme durch das blank polierte Holz dringen.

»Gute Nacht, mein Kätzchen.«

Ich antwortete nicht. Tat ich nie. Und dennoch wartete ich insgeheim auf diesen Gutenachtgruß. Macht der Gewohnheit?

Vielleicht.

Kapitel 4



eraphina saß, in eine Decke gehüllt, in einem Liegestuhl auf der Terrasse ihrer Luxussuite und kostete die ersten warmen Sonnenstrahlen aus. Sie liebte den Frühling und genoss es, wenn sich die Luft, vom Frost gereinigt, langsam erwärmte und sich mit dem frischen Duft der Narzissen, Schneeglöckchen und Krokusse anreicherte. Überall war Vogelgezwitscher zu hören, als wollten die kleinen, gefiederten Sänger damit den Winter endgültig in die Flucht schlagen. Die Sonne auf der Haut zu spüren, ihre Wärme und ihre Helligkeit taten ihr gut. Wie ihr Wärme stets guttat. Sie fror immer. Nathaniel meinte, es läge daran, dass sie nicht ordentlich aß. Wenn sie etwas zulegte, könnte sich ihr Körper auch besser gegen die Kälte behaupten. Was wusste er schon.

Sie hatte ihn weggeschickt, um ihr ein Gebäck zu besorgen, von dem sie wusste, dass es das nur in einer einzigen Konditorei am anderen Ende der Stadt gab. Er war entzückt und erleichtert gewesen, dass sie seinen Rat annehmen wollte, mehr zu essen, und sofort losgefahren. Fast schämte sie sich dafür, ihn unter diesem Vorwand losgeschickt zu haben. Sie hatte kein Interesse an dem Gebäck, sondern wollte ihn für ein paar Stunden nicht in ihrer Nähe haben.

Sie waren bereits nach dem Frühstück zu einer Besichtigungstour aufgebrochen, und Nathaniel hatte ununterbrochen geplappert und ihr erzählt, was es zu sehen gab. Er war in seiner Begeisterung für alte Dinge, ausgefallene Architektur oder Gemäldesammlungen jeder Art kaum zu bremsen gewesen. Seraphina hatte alles still über sich ergehen lassen. Sie hatte sogar Freude daran empfunden, ihm zuzuhören,

wie er ihr ein weiteres Kunstwerk von wem auch immer bis ins kleinste Detail schilderte und immer wieder darüber staunte, wie gut die Farben erhalten waren – *nach so langer Zeit*. Es hatte ihr gefallen, wenn er sie immer mal wieder berührte, ihre Finger führte, damit sie eine Skulptur ertasten konnte, ihr den Mantel zurechtrückte, damit sie nicht fror. Sie hatte es genossen, den Tag mit ihm zu verbringen. Er war so fröhlich, so unbeschwert gewesen. Fast hätte sie meinen können, dass er ebenfalls Vergnügen daran hatte.

Nathaniel hatte bereits als Kind seine Fähigkeiten entwickelt und war früh auf ein Leben an der Seite einer Seherin vorbereitet worden. Er beherrschte nicht nur Blindenschrift und sprach vier Sprachen fließend, er hatte auch die Ausbildungen zum Masseur und Physiotherapeuten mit Auszeichnung absolviert. Beides war ihr schon oft zugutegekommen, wenn sich ihre Muskeln während einer Suche zu sehr verspannt hatten und sich auch durch Wärme nicht erweichen ließen. Manchmal verkrampfte sie bei Visionen von kommenden Verwandlungen derart, dass sie tagelang unter Rückenschmerzen litt. Nathaniels heilenden Händen und seinen hervorragenden Kenntnissen der menschlichen und Mutantenanatomie war es zu verdanken, dass sie noch nicht krumm war oder, wie viele Seherinnen in ihrem Alter, am Stock gehen musste. Er war wirklich ein Geschenk Gottes. Dass es keinen Gott gab, davon war Seraphina jedoch seit Langem überzeugt. Dass Nathaniel bei ihr leben musste, um ihr zu dienen, bestätigte sie in ihrer Überzeugung. Für ihn war es kein Geschenk, sondern eine Strafe. Eine Strafe, die er ertrug, ohne sich etwas anmerken zu lassen. Obwohl es für ihn lebenslänglich bedeutete, kam nie ein Wort der Klage oder des Unmuts über seine Lippen.

Anstatt sich darüber zu freuen, fühlte sich Seraphina deswegen noch schuldiger und schämte sich für das, was sie war.

Am Abend wollten sie in die Oper gehen. Sie liebten klassische Musik, und Seraphina konnte sich schon vorstellen, wie Nathaniel neben ihr saß und ihr das Bühnenbild und die Kostüme der Sänger beschrieb. Deshalb hatte sie sich ihn vom Hals geschafft. Er sollte zumindest einmal am Tag an sich denken können. Und sich daran gewöhnen, dass er es in Zukunft öfter tun würde.

Sie hatte mit Emerald telefoniert, der erste Kandidaten für Nathaniels Nachfolge zu sich eingeladen hatte. Keiner von ihnen besaß auch nur annähernd Nathaniels Fähigkeiten, aber das war ihr egal. Es schnürte ihr die Kehle zu, wenn sie daran dachte, wie er mit ihr vergehen würde. Verwelken, bis er keine Lebensenergie mehr in sich hatte, die er ihr schenken könnte. Er würde sterben, damit sie weiterleben konnte. Ein Leben, das schon so lange währte, und dessen Sinn sie zwischenzeitlich aus den Augen verloren hatte. Deshalb war es ihr wichtig, dass sie diesen Plan in die Tat umsetzte. Dass sie Nathaniel freigab, ihm das Leben schenkte. Ein Leben, das um ein Vielfaches erfüllter sein würde als das, das er zu führen verdammt war.

Das Klingeln des Telefons ließ sie zusammenzucken. Niemand wusste, wo sie waren. Vielleicht war es Nathaniel, der den Weg nicht fand? Sie überlegte, es zu ignorieren, stand aber doch auf und ging zielstrebig zu dem antiken Sekretär, auf dem der Apparat stand. Mittlerweile kannte sie sich in der Suite gut aus und musste sich nicht mehr vorwärtstasten. »Ja, bitte?«

»Madame Seraphina? Hier ist Miles vom Empfang«, meldete sich der junge Portier, der schon die vergangenen Tage die Nachmittagschicht hatte. »Bitte entschuldigen Sie die Störung. Hier ist ein Herr, der Sie zu sehen wünscht.«

Seraphina runzelte die Stirn. Das Westbury House gehörte einer Luxus-Hotel-Kette an, die die Mutantenführerschaft öfter nutzte, wenn sie auf Reisen waren. Die Angestellten wussten, dass sie es mit besonderen Gästen zu tun

hatten, und dass Diskretion oberstes Gebot im Umgang mit dieser Art Gästen war. Wer konnte dennoch davon erfahren haben, dass sie hier war? »Wer ist es denn? Ich erwarte keinen Besuch.«

»Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Madame Seraphina, aber der Herr meinte, er würde nicht eher gehen, als bis Sie ... Moment mal, bitte.«

Miles hielt eine Hand auf die Muschel. Sie hörte gedämpft eine andere männliche Stimme, dann Knistern und Knarzen, als würden die beiden Männer um den Telefonhörer ringen.

»Bitte entschuldigen Sie, aber es scheint sehr dringend zu sein«, sagte Miles dann. »Mr. Ludlow erwartet Sie in der Cafeteria, und ich befürchte, Madame«, er senkte die Stimme, »er wird nicht eher Ruhe geben, als bis er Sie gesehen hat. Ich würde ja den Sicherheitsdienst rufen, aber Mr. Ludlow ist ebenfalls Gast in unserem Haus. Ich weiß, dass Nathaniel nicht hier ist, aber bitte könnten Sie vielleicht in Erwägung ziehen, sich mit Mister Ludlow zu treffen? Gern schicke ich Ihnen einen Pagen hoch, der sie begleitet.«

Nervös strich sie über ihren Pulli, nachdem sich der Fahrstuhl in Bewegung gesetzt hatte. Sie hatte Miles' Angebot abgelehnt und sich allein auf den Weg gemacht. Glücklicherweise gab es einen Liftboy, sodass sie nicht nach der Tastatur suchen musste, denn ihre Finger zitterten unkontrolliert. Noch niemals, seit sie eine Seherin war, hatte sie sich ohne Begleitung mit einem Fremden getroffen. Sie war nicht auf Gesellschaft vorbereitet gewesen und trug nur einen flauschigen, längeren Pulli in einem kräftigen Rot, das ihr laut Nathaniel sehr gut stand, und schwarze Leggings darunter. Anstelle der Hausschuhe hatte sie sich jedoch ein Paar kniehohe Stiefel angezogen. Wahrscheinlich war sie mehr als underdressed in diesem Etablissement, aber sie hatte auch nicht vor, lange zu bleiben.

Kaum glitten die Fahrstuhltüren im Foyer auf, als Miles sie auch schon leise und freundlich ansprach, um sie zu ihrer unerwarteten Verabredung zu bringen. Er nahm ihre Hand und legte sie sich auf den Arm. Sie fühlte die glatte Wolle seiner, wie sie wusste, blauen Dienstuniform und roch sein moschushaltiges Aftershave, vermischt mit dem Geruch nach Kaffee und Zigaretten.

»Darf ich vorstellen, Mr. Ludlow«, sagte er, als sie ihr Ziel erreicht hatten.

»Madame Seraphina«, wurde sie von einer tiefen vollklingenden Stimme begrüßt. »Ich freue mich, dass Sie es einrichten konnten.«

Jemand griff behutsam nach ihrer Hand. Warme, große Finger drückten vorsichtig zu. Ihr Gegenüber verdiente sein Geld nicht mit körperlicher Arbeit. Dass er viel Geld besaß, zeigte nicht nur die Wahl seiner Herberge, sondern auch die seines Parfüms. Eine Brise *Pour un Homme* von Caron, ein angenehmer Duft nach Lavendel und Zitrone aus einem traditionsreichen Parfümhaus, wehte ihr unaufdringlich entgegen. »Da hatte ich wohl keine Wahl«, sagte sie.

Der unbekannte Mr. Ludlow lachte leise. Es war ein sympathisches Lachen, ehrlich und nicht zu laut, wie es sich für einen wahren Gentleman gehörte. »Sie müssen entschuldigen, aber ...« Er hielt inne, als wäre er nicht sicher, vor dem Hotelangestellten frei sprechen zu können.

Seraphina hatte nicht die Absicht, ihm entgegenzukommen, und zog stattdessen auffordernd die Augenbrauen hoch.

»Ich habe noch nie eine Seherin in der Gegend gesehen«, fuhr er fort. »Ich bin nur zu Besuch in der Stadt und konnte nicht widerstehen. Ich will nicht aufdringlich erscheinen, doch Sie würden mir eine große Ehre erweisen, wenn Sie einen Moment Ihrer Zeit für mich opfern könnten. Vielleicht wollen Sie sich auf einen Tee und ein Stück Gebäck zu mir setzen? Die Zitrontorte hier ist legendär.«

Seraphina musste ungewollt lächeln.

»Soll ich Sie zurück auf Ihr Zimmer bringen?«, fragte der Hotelangestellte neben ihr.

»Nicht nötig, Miles. Danke.«

»Sehr wohl. Ich bleibe in der Nähe. Wenn Sie Hilfe brauchen, Madame Seraphina, heben Sie einfach die Hand.«

Sie winkte ihn ungeduldig fort, auch wenn sie wusste, dass er es nur gut meinte. Seraphina war es leid, dass sich ständig jemand um sie sorgte. Sie war erwachsen, und das schon eine ganze Weile. Es wurde Zeit, dass sie sich auch so benahm.

Von Mr. Ludlow gingen keine negativen Energien aus, die ihr Gefahr signalisiert hätten. Wobei das nichts heißen musste. Er rückte ihr unauffällig den Stuhl zurecht, sodass sie sich setzen konnte, und bestellte zweimal Zitronentorte und Earl Grey Tee.

»Also, Mr. Ludlow«, sagte sie und unterdrückte den Drang, erneut ihren Pulli glatt zu streichen.

»Matthew. Bitte.« Er hatte eine angenehme Art zu sprechen, ruhig und unaufdringlich, als käme er aus gutem Hause.

Sein Benehmen unterstrich diesen Eindruck, denn sie konnte ganz genau spüren, wenn sie jemand anstarrte. Und erstaunlicherweise spürte sie nichts dergleichen. »Matthew«, wiederholte sie und lächelte. »Wieso meinen Sie, ich wäre eine Seherin?«

»Oh, das meine ich nicht nur. Ich entstamme einer Mutantenfamilie. Es ist lange her und hat sich nicht weiter ... durchsetzen können. Dennoch weiß ich über die Legenden und Geschichten Ihrer Welt Bescheid. Nicht aus erster Hand. Leider. Deshalb verzeihen Sie meinen Überfall, denn so muss es Ihnen ja vorkommen. Aber Sie ... Es ist faszinierend, einer echten Seherin zu begegnen. Dürfte ich Sie vielleicht berühren?«

Er hatte seine Worte wohl gewählt, doch bei den letzten zuckte Seraphina unwillkürlich zusammen.

»Bitte entschuldigen Sie. Da hab ich mich wohl von meiner Freude hinreißen lassen. Was führt Sie hierher nach Blackchapel, wenn die Frage gestattet ist?«

»Ich mache Urlaub.«

»Oh, Urlaub. In Blackchapel?« Die Vorstellung schien ihn zu überraschen.

»Ich bin früher schon einmal hier gewesen«, sagte sie. »Und Sie, Mr. ... Matthew? Sie sagten, Sie wären ebenfalls nur auf Besuch hier?«

»Leider nicht zum Vergnügen. Bis jetzt nicht zumindest.«

Seine Stimme hatte einen vertraulichen Ton angenommen, und wenn sie es nicht besser gewusst hätte, hätte sie angenommen, er flirtete mit ihr. Doch sie wusste, dass sie keinerlei Reize für das andere Geschlecht besaß. Vielleicht war er selbst hässlich oder entstellt? Oder er empfand ein morbides Vergnügen dabei, einer unansehnlichen Frau den Hof zu machen. Ehe sie fragen konnte, was er nun von ihr wollte, wurde ihre Bestellung serviert. Sie schob sich schweigend einen ersten Bissen der Zitronentorte in den Mund und musste gestehen, dass Matthew Ludlow nicht übertrieben hatte.

»Köstlich, nicht wahr?«, fragte er, und sie nickte anerkennend.

Sie aß das sahneweiche erfrischende Stück bis zum letzten Bissen auf und genoss jeden einzelnen davon, was nicht oft geschah. »Aber dafür haben Sie mich nicht kommen lassen, oder?«

Matthew lachte wieder dieses leise vornehme Lachen. »Nein. Ich hoffe, dass ich Ihnen damit nicht zu nahe trete. Ich habe Sie und Ihren Begleiter bereits beim Mittagessen gesehen und ... Ich musste Sie einfach kennenlernen. Es ist vielleicht egoistisch von mir, vor allem, weil Sie offensichtlich nicht allein Urlaub machen. Aber ... Sie sind eine interessante Frau, Madame Seraphina.«

Sie stand eilig auf und versuchte, sich ihre Empörung nicht anmerken zu lassen. Hatte sie doch gehnt, dass sich

dieser eloquente Unbekannte über sie lustig machen wollte. Matthew erhob sich ebenfalls und griff vorsichtig nach ihrem Arm.

»Ich bin zu weit gegangen, es tut mir leid. Mir ist das vollkommen ernst. Ich habe noch nie eine Frau wie Sie gesehen. Sie sind etwas ganz Besonderes.«

Es waren seine letzten Worte, die Worte, die Emerald vor ihrer Abreise benutzt hatte, die sie zurückhielten. Sie drehte sich zu ihm um und spürte, sah ihn vor sich. Seine Energie, seine Aura, oder wie auch immer man das nennen wollte. Sie hob die Hände. »Darf ich?«, fragte sie, wartete aber keine Antwort ab, sondern legte ihre Hände um sein Gesicht.

Es war glatt rasiert, warm und weich mit ausgeprägten Kieferknochen. Sie ließ ihre Finger über die Wangen, die Augen und die Stirn wandern, tastete die große Nase herunter und stockte vor den schmalen Lippen. Matthew Ludlow hielt still, und sie strich bis zu seinem Kinn herab, das eine kleine Narbe auf der unteren rechten Seite trug. Sie war wahrscheinlich kaum zu sehen. Er war ein attraktiver Mann um die vierzig, wie die kleinen Falten an den Augen und auf der Stirn verrieten.

»Welche Haarfarbe haben Sie?«

»Braun«, antwortete er. »Und braune Augen.«

Sein Atem strich ihr über das Gesicht. Er hatte eine leichte Zitrusnote angenommen, die perfekt mit seinem Parfüm harmonierte. Sie ließ ihre Hände weiterwandern. Sein Hals war schlank und endete in einem gestärkten Hemdkragen mit locker sitzender Krawatte. Er hatte breite Schultern, und der wahrscheinlich maßgeschneiderte Anzug war aus feinstem Wolltuch. Sie war bei den Manschettenknöpfen angekommen, als er ihre rechte Hand ergriff. Ihr schlug das Herz bis zum Hals, als er sie langsam an seine Lippen hob und einen Kuss auf ihre dünnen Finger drückte. Auch wenn sie sich wie ein naives, kleines Mädchen vorkam,

genoss sie diesen Moment. Der jedoch jäh durch die zornige Aura Nathaniels unterbrochen wurde.

»Ihr Begleiter ist zurück«, sagte Matthew leise, und sie nickte. »Ich hoffe, ich habe Sie nicht in Verlegenheit gebracht?«

Sie schüttelte den Kopf. Nathaniel kam näher, und ein Meer von Empfindungen schwappte über sie hinweg, aus dem Sorge ganz deutlich herausstach. Sie entwand ihrem Besucher die Hand und trat einen Schritt zurück, verunsichert durch die Erregung, die sie empfand. Erstaunlicherweise fühlte sie sich ertappt. »Ich muss gehen. Vielen Dank für die Einladung«, verabschiedete sie sich eine Spur zu hastig und drehte sich um.

Nathaniel war sofort zur Stelle und wies ihr mit einer sanften Berührung den Weg um den Stuhl herum, auf dem sie gesessen hatte.

»Darf ich Sie wiedersehen?«

Überrascht blieb sie stehen und dachte darüber nach. Nathaniel schnaubte missbilligend, wagte aber nicht, etwas zu sagen. Er wusste genau, wo er stand. Vielleicht wurde es dennoch Zeit, dass Seraphina es ihm deutlicher vor Augen führte.

»Gern. Sie wissen ja, wo ich wohne.« Sie lächelte und schritt auf den Fahrstuhl zu.



Kurz nach Sonnenuntergang wartete ich wie jeden Abend, bis Aaron und Victor aufgestanden waren und mich allein gelassen hatten. Ich lauschte ihren zärtlichen Begrüßungen und fragte mich dabei, wie jedes Mal, wie sie es so lange miteinander hatten aushalten können.

Es hatte andere Zeiten gegeben. Zeiten, in denen Aaron mürrisch und abweisend war, und die beiden viel gestritten hatten. Obwohl ich Victor hasste, hatte er mir in

den Monaten leidgetan, als Aaron wegen jeder Kleinigkeit auf ihm herumgehackt hatte, und er es ihm einfach nicht hatte recht machen können. Irgendwann hatte sich das gelegt. Wenn sie stritten, was sie mit Sicherheit taten, dann nicht in meiner Gegenwart. Ich wusste nicht, ob sie wirklich glücklich miteinander waren, oder ob sie einer total kranken Abhängigkeit zueinander verfallen waren und sich nicht daraus lösen konnten oder wollten. Es war mir auch egal, solange sie mich da heraushielten. Was sie glücklicherweise seit ein paar Jahren taten.

Und so ließen sie mich in Ruhe in meinem Sarg liegen, wohl wissend, dass ich ihnen zuhörte.

Ich war schon lange wach und hatte die Ereignisse der vergangenen Nacht Revue passieren lassen. Die Kräfte dieses Feuermutanten waren beängstigend. Ich konnte mir nicht erklären, warum sich Aaron nicht an ihm verbrannt hatte. Selbst wenn sein Blut nicht feuergeladen war, er hatte den Mutanten berührt und hätte sich an seiner Haut verbrennen müssen. Warum das nicht passiert war, ließ mir keine Ruhe, aber ich wusste, ich würde keine Antwort bekommen, sollte ich wieder danach fragen. Noch nicht. Victor hatte alles dazu gesagt, was zu sagen er bereit war. Aaron wollte ich nicht fragen. Wenn ich entgegen meiner Gewohnheit zu ihm ging, würde er das als Entgegenkommen meinerseits werten und hoffen, mich wieder in sein Bett zu bekommen. Ich hatte, weiß Gott, genug andere Männerprobleme.

Ohne weitere Zwischenfälle erreichte ich wenig später mein Apartment und nahm zu allererst ein ausgiebiges Bad. Meine Hände waren vollständig verheilt. Dank Vectors Blut. Dank dieses Blutes war ich auch nicht so durstig, wie ich es für gewöhnlich war. Normalerweise nahm ich im Laufe der Nacht so viele Drogen auf die eine oder andere Weise zu mir, dass ich morgens zwar nicht verkatert

war, mein Körper aber stets alle Reserven aufgebraucht hatte, um gegen diese Fremdsubstanzen anzuwirken. Abends wachte ich immer mit einem Durst auf, der sich anfühlte, als würde ich ihn nicht einmal stillen können, wenn ich eine ganze Schulklasse leer trinken würde. Wobei ich generell nicht von Kindern trank.

Ich war gerade fertig, mir die Haare zu föhnen, hatte mich jedoch noch nicht angezogen, als es zaghaft an der Tür klopfte. An der Badezimmertür, nicht an der Apartmenttür. Auf meinen Ruf hin kam ein Sterblicher herein. Er hatte ungefähr Aarons Statur, war ebenfalls blond, wenn auch nicht so strahlend, und so gut gebaut wie Ben, wie der nicht ganz geschlossene Morgenmantel erahnen ließ. Ein Leckerbissen.

»Ich bin Ryan. Aaron schickt mich«, sagte er. »Als kleines Dankeschön.«

Ich musste grinsen, als er die Tür hinter sich schloss und den Mantel zu Boden gleiten ließ, unter dem er vollständig nackt war.

»Immer hereinspaziert, Ryan«, sagte ich und ließ das Handtuch, das ich mir um die Brust gewickelt hatte, ebenfalls fallen.

Zwei Stunden später machte ich mich aufs Angenehmste befriedigt auf den Weg in die Stadt. Aaron hatte ein Händchen für Geschenke, und ich war mir sicher, dass er auch dieses Geschenk zuerst ausprobiert hatte. Er verschenkte nie etwas, ohne zu wissen, ob es etwas taugte.

Glücklicherweise musste ich nicht wieder ins *Velvet Lust*, sondern konnte meiner Samstagabend-Beschäftigung nachgehen. Nachdem ich einmal kurz im *Eden's* nach dem Rechten gesehen und mir von Simon zwei Linien Koks abgeholt hatte, machte ich mich auf den Weg zu meinem geheimen Aussichtsposten, einem etwas heruntergekommenen, vierstöckigen Gebäude. Ich huschte ungesehen durchs Treppenhaus, betrat das Flachdach und

ließ mich, wie jeden Samstag, auf den obersten Balkon gleiten. Ein rascher Blick in das dahinterliegende Schlafzimmer genügte, um zu erkennen, dass deren Bewohner, eine junge Mutter und ihre Tochter, bereits schliefen. Es war eine schmale Straße, in der Niki wohnte, doch auch über eine dreispurige Hauptstraße hinweg hätte ich sie in ihrem Wohnzimmer beobachten können. Sie hatte Besuch. Eine Freundin. Es war offensichtlich, dass ein gemütlicher DVD-Abend geplant war. Der Fernseher lief bereits, auch wenn sich die beiden Frauen angeregt unterhielten und den Flimmerkasten ignorierten. Vor ihnen auf dem niedrigen Couchtisch stapelten sich Unmengen Chips und Süßigkeiten, eine halb leere Flasche Wein und eine Papiertücher-Box mit hübschem Blümchenmuster. Es war gut, dass sie heute nicht ausging. Mir saßen die gestrigen Ereignisse noch in den Knochen, und mir war eher danach, aus der Ferne an diesem gemütlichen Abend teilzuhaben, als sie unter laut dröhnender Musik in einer wabernden Menge voll schwitzender Leiber im Auge zu behalten.

Niki war meine Nichte. Sie war fünfundzwanzig, ein Jahr älter als ich war, als ich in die Welt der Vampire eintauchte. Sie war ein süßer, kleiner Fratz gewesen, damals. Ich sah sie noch vor mir mit ihren zottligen, kurzen Haaren und den großen, aufmerksamen Augen. Vom ersten Tag meines Vampirdaseins an passte ich auf sie auf, so gut ich konnte. Dabei hatte ich mehr als einen aufdringlichen Ver ehrer verschreckt, indem ich ihm in einer dunklen Seitengasse auflauerte. Alle Vampire in der Umgebung wussten, dass sie unter meinem und damit unter Victors und Aarons persönlichen Schutz stand. Ihr sollte nicht das Gleiche passieren wie mir. Schlimm genug, dass sie hier allein lebte.

Meine Schwester hatte kurz nach dem Tod unserer Eltern die Stadt verlassen, als wäre das alles gewesen, was sie hier noch gehalten hatte. Sie und mein Schwager waren geschieden, und Ella hatte einen neuen Mann gefunden, der

wahrscheinlich der Grund dafür war, dass sie Blackchapel den Rücken gekehrt hatte. Dennoch hatte ich mich allein gelassen gefühlt. Bis Niki in die Stadt kam. Sie sah aus wie ihre Mutter, meine Schwester. Es tat weh, sie und das Leben, das sie führte, zu beobachten. Natürlich wusste keiner, dass ich noch am Leben war – mehr oder weniger. Für sie war ich einem Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen. Die Zwillinge hatten auf mein Drängen hin dafür gesorgt, dass es eine Leiche gab, damit sie mich beerdigen und mit meinem Ableben fertig werden konnten. Wie ich meine Schwester kannte, hätte sie ohne das ewig die Hoffnung gehegt, mich eines Tages irgendwo wiederzufinden. Das wäre schlimmer für sie gewesen, als zu denken, ich wäre tot. Von dem Schmerz meiner Familie hatte ich nicht viel mitbekommen. Ich hatte meinen eigenen zu bewältigen gehabt. Nach meinem Tod und meiner Wiederauferstehung.

Es hatte Wochen gedauert, bis ich den Blutdurst unter Kontrolle hatte und noch weitere Wochen, bis ich allein hinausgehen durfte. Victor und Aaron waren die ganze Zeit bei mir geblieben, halfen mir, so gut sie konnten – und so weit ich sie ließ. Ich hasste sie dafür. Ich hasste sie für das, was sie getan hatten, und dafür, dass sie mich von meiner Familie fernhielten. Und für den Schmerz, den ich in Aarons Augen sah. Ich glaubte ihm, dass sie nicht vorgehabt hatten, mich auf diese Weise zu verwandeln. Dennoch hasste ich sie mit einer Intensität, die mir fremd war. Mein Hass auf Aaron versiegte mit der Zeit. Aaron war ein zu sanfter, geduldiger, fürsorglicher Charakter, um ihn zu hassen. Es war so, als wollte man Bambi hassen. Vampirbambi, aber dennoch Bambi: so schön, dass es einem die Tränen in die Augen trieb, und trotz allem irgendwie rein und unbefleckt.

Victor zu hassen, war leicht.

Ich zündete mir eine weitere Zigarette an und verscheuchte die trübsinnigen Gedanken. Es hatte keinen Sinn, über Vergangenes nachzudenken. Was geschehen

war, war geschehen. Ich stieß mich vom Geländer ab und sprang zurück aufs Dach. Für heute hatte ich genug gesehen. Genug Salz in offene Wunden gestreut. Es wurde Zeit für ein bisschen Ablenkung.

Ichleckte mir die Lippen ab und genoss den letzten Schluck warmen Blutes, ehe ich den jungen Mann freigab und aus der Herrentoilette huschte. Er würde sich an nichts erinnern, aber es würde auch noch eine Weile dauern, bis er wieder zu sich kam. Simon warf mir einen garstigen Blick zu, aber ich setzte mich dennoch an die Bar und bestellte etwas Hochprozentiges.

Eigentlich hatte ich gehofft, Ben hier zu treffen. Er wäre genau die Ablenkung, die ich gebraucht hätte. Nicht so ein dämlicher Sterblicher, mit dem jedes Vergnügen ein kurzes Vergnügen war. Bis mir einfiel, dass er mich vergangene Nacht förmlich hinausgeworfen hatte und wahrscheinlich immer noch sauer auf mich war. Männer konnten so biestig sein. Ich warf Simon einen nachdenklichen Blick zu, doch der war gerade mit anderen Gästen beschäftigt. Also ließ ich mir von Jimmy, dem Aushilfskellner, eine Flasche Bushmills hinstellen und beschränkte mich aufs Trinken. Vorerst.

»Entschuldigen Sie bitte, ist der Stuhl hier noch frei?«, wurde ich plötzlich von einer angenehmen männlichen Stimme angesprochen.

Ich drehte mich langsam und in freudiger Erwartung eines weiteren Snacks um. Hinter mir stand ein sonnengebräunter sehniger Kerl und sah mich fragend an. Er war auffallend hübsch. Nicht schön, aber hübsch anzusehen mit dunkelbraunem vollem, welligem Haar und einer markanten, starken Nase. Ich mochte Männer mit großen Nasen. Meine Stimmung hob sich augenblicklich. »Aber klar«, antwortete ich und lächelte.

Er trat beiseite und machte Platz für eine weiße Frau, dürr wie eine Vogelscheuche. Sie war nicht alt, aber buchstäblich

weiß, nicht nur blass wie wir Vampire, sondern schneeweiß. Weiße Haare, weiße Haut, selbst die Augen waren unheimlich milchig-weiß. Und sie war blind, was mich bestürzt weg-schauen ließ, als sie unbeholfen auf den Barhocker krabbelte. Bescheuert, denn sie konnte mich ja sowieso nicht sehen.

»Danke schön«, sagte sie.

»Gern geschehen«, murmelte ich, weil ich mir nicht sicher war, ob sie mich oder den Sonnyboy gemeint hatte.

Dieser hatte sich bereits einen Platz in der Nähe der Tür gesucht und wirkte etwas verloren. Ich blickte mich um. Alle Barhocker waren belegt. »Wenn Sie wollen, kann Ihr Freund diesen Stuhl haben«, bot ich der weißen Frau an, die mir daraufhin das Gesicht zudrehte.

»Nicht nötig«, erwiderte sie mit einer jugendlich hellen Stimme, die so gar nicht zu ihrer Erscheinung passen wollte. »Nathaniel kann an der Tür warten.«

»Es würde mir nichts ausmachen.«

»Danke. Aber, nein.« Sie lächelte entschuldigend, was einen Teil ihrer unheimlichen Ausstrahlung vertrieb. Wenn sie nicht so dürr wäre, würde sie nicht übel aussehen.

»Was trinkt man denn hier für gewöhnlich?

Ich konnte mir ein kleines Lachen nicht verkneifen. »Hier gibt's, was immer Sie sich wünschen.«

»Tatsächlich?«, fragte sie, ohne meine Anspielung zu verstehen.

»Klar.«

»Was trinken Sie?«

»Das ist zu stark für Sie«, antwortete ich und winkte Simon heran. »Bring der Dame hier ein Ale. Ich denke, das reicht für den Anfang.«

»Wieso meinen Sie, dass ich Ihr Getränk nicht vertrage, Sie aber schon?«

»Ist so. Glauben Sie mir.«

Sie wirkte gekränkt, sagte aber nichts. Irgendetwas stimmte nicht mit ihr, und ich betrachtete sie genauer. Sie

war in ein bodenlanges nachtblaues Kleid gekleidet, das zu elegant war, um es in eine Bar auszuführen. Auch ihr Begleiter trug einen schicken Anzug, als wären die beiden eher zufällig hier hereingeschneit. Doch ihr Aufzug war es nicht, was sie seltsam deplatziert erscheinen ließ. Ihre sonderbare Haut irritierte mich. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Sie sah aus wie weiches Leder und spannte sich glänzend über den hohen Wangenknochen und der langen geraden Nase. Sie war so dürr, dass ihre Wangen eingefallen waren und ihre milchigweißen Augen tief in den Höhlen lagen, was sie unheimlich aussehen ließ. Wie ein lebendes Skelett. Dennoch wirkte ihr herzförmiges Gesicht jung. Sehr jung. Sie hatte lange Haare, die ebenfalls schneeweiß waren und ihr bis auf die Hüften reichten. Ein Teil davon war kunstvoll hochgesteckt und ließ sie größer erscheinen. Erhabener. Sie wirkte nicht menschlich, aber eine Vampirin konnte sie auch nicht sein. Ich spürte ihre Körperwärme deutlich, obwohl ich sie nicht berührte. Das gelang uns Vampiren nicht einmal, wenn wir gerade zig Liter Blut getrunken hatten. Und so ausgezehrt, wie sie aussah, musste ihre letzte Mahlzeit bereits ein Weilchen her sein und war mit Sicherheit kaum größer als die eines Kleinkindes.

»Ich bin Seraphina«, sagte sie, als hätte sie bemerkt, dass ich sie ansah.

Sie lächelte mich scheu an.

»Kat.«

»Wie die Katze?«

»Wie Katelyn. Aber alle nennen mich Kat.«

»Das ist hübsch.«

Ich zuckte die Achseln. Simon brachte ihre Bestellung und sah uns mit einem belustigten Lächeln zu, wie wir miteinander anstießen.

Die weiße Frau nahm einen großen Schluck aus dem Pint. »Das tut gut.«

»Das hört man gern«, schaltete sich Simon ungefragt ein. »Unsere Kat hier verschmäht unseren Gerstensaft. Und dabei ist es das Beste Bier der Stadt. Wie geht's denn deiner Nichte Niki?«

»Sie macht sich heut einen gemütlichen Abend«, antwortete ich und sah meiner Barnachbarin zu, wie sie genüsslich einen weiteren Schluck nahm.

Simon ging, um sich um seine anderen Gäste zu kümmern.

»Oh, du hast eine Nichte? Ich darf doch du sagen? Wie alt ist sie denn?«

»Äh, fünfzehn. Meine Schwester und ich sind sehr weit auseinander«, log ich. »Ich kümmere mich um sie, seit meine Schwester und ihr Mann weggezogen sind.«

»Hast du auch eigene Kinder?«

»Nein.«

»Das tut mir leid.«

»Mir nicht.« Ich hatte keine Ahnung, warum ich ihr das erzählt hatte, und war froh, als wir schweigend weitertranken.

Das Glas war schnell geleert, und sie bestellte ohne zu zögern eine weitere Runde. Wenn sie nicht an ihrem Glas nippte, hatte sie den Kopf schief gelegt und schien auf die Gespräche um uns herum zu lauschen. Da ich nicht besonders gut im Small Talk war, aber gerade auch nichts Besseres zu tun hatte, blieb ich sitzen und trank meinen Whiskey. Das dritte Glas Ale lockerte ihre Zunge doch, und sie erzählte mir, dass sie Urlaub machte und nach einem Opernbesuch noch etwas hatte erleben wollen. Sie hatte gehört, dass das *Eden's* eine angesagte Adresse sei, und bat mich, ihr einige der Besucher zu schildern. Es war etwas ungewöhnlich, aber ich tat mein Bestes und beschrieb ihr erst einmal Simon, dann Jimmy und ein paar der vorzeigefähigsten Gäste. Dabei fiel mein Blick wieder auf den hübschen Kerl, der sich mittlerweile einen Stuhl ergattert hatte und immer wieder zu uns herüberblickte.

Es schien ihm nicht zu gefallen, so weit weg zu sitzen.
»Was stimmt nicht mit ihm?«, fragte ich.

»Wem?«

»Dem Typen, der dich hergebracht hat. Ist er dein Freund? Hattet ihr Streit?«

»Nathaniel? Nathaniel ist nicht mein Freund. Er ist mein Diener.«

»Aha.« Ich warf erneut einen Blick nach hinten. Was für eine Art Diener mochte er wohl sein? Sie sahen nicht wie ein Sodomaso-Pärchen aus. Vielleicht war er nur ihr Blindenführer oder so was? Ganz offensichtlich schien er jedoch mehr in ihrem Zusammensein zu sehen als ein einfaches Arbeitsverhältnis. Er hatte nur Augen für sie und bemerkte nicht einmal, dass sich andere – hübschere – Frauen kokett in seine Nähe begaben, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Was mochte er nur an dieser dürren Frau finden, die zwar eine Stimme wie ein Engel hatte, aber doch mit wenig körperlichen Vorzügen gesegnet war? Er hingegen sah ziemlich gut aus. Knackig, ein bisschen zu sanft und verträumt für meinen Geschmack. Aber doch ein Hingucker. Selbst hier.

»Hast du einen Freund?«

»Ich? Gott bewahre«, sagte ich und lachte. »Ich liebe meine Freiheit. Außerdem steh ich eher auf zwanglosen Sex.«

»Das könnte ich nicht«, murmelte sie. »Aber wer hätte schon Interesse an mir?«

Die Bitterkeit in ihrer Stimme war nicht zu überhören, und ich antwortete nicht. Was war ihr wohl widerfahren, das sie derart verbittern ließ?

»Ich hatte mal eine feste Beziehung«, erzählte sie leise, wie zu sich selbst. »Ich hab ihn sehr geliebt. Er war aufmerksam und humorvoll und verstand mich.«

»Was ist passiert?«

Sie drehte den Kopf in meine Richtung und lächelte schwach.

»Ich glaube, wir haben uns zu sehr geliebt. Es hat uns aufgezehrt, wenn wir zusammen waren, und gelähmt, wenn wir getrennt waren. Aber das ist lange her und längst vorbei.«

Sie seufzte, und wir tranken schweigend weiter, während es um uns herum immer heißer herging. Je später der Abend, um so voller die Gäste. Sehr zu Freuden von Simon, der alle Hände voll zu tun hatte, die Bestellungen fertigzumachen. Der Diener saß noch in der Nähe der Tür, obwohl zwischendurch immer mal wieder ein Platz neben uns frei geworden war. Offenbar hatte er klare Anweisungen erhalten und hielt sich daran. Seraphina schien es egal zu sein, dennoch wirkte sie bekümmert auf mich.

»Könntest du mir einen Gefallen tun, Kat?«

»Klar«, antwortete ich, froh, aus meinen trüben Gedanken, die mich diese Nacht einfach nicht loslassen wollten, herausgerissen zu werden.

»Ich müsste mal wo hin.«

Ich wollte gerade in die Richtung der Damentoilette zeigen, als mir wieder bewusst wurde, mit wem ich hier zusammensaß. »Soll ich vorgehen oder du?«

»Ich, bitte.«

Ich stand auf und wartete, bis Seraphina mit ihrem langen, engen Kleid von dem Hocker heruntergestiegen war, und lotste sie mit Worten durch das Gedränge bis in den hinteren Bereich. Sie war größer, als ich bisher angenommen hatte, doch wahrscheinlich kam mir das nur so vor, weil ich nicht gerade groß war und im Gegensatz zu ihr auch noch flache Schuhe trug. Nathaniel war sofort aufgesprungen, als sich Seraphina erhoben hatte, und sein Blick folgte uns aufmerksam, beinahe ängstlich. Ich war mir sicher, dass er uns hinterherkam, nachdem die Tür mit der Aufschrift »Angels« hinter uns zufiel. Wenn es Seraphina unangenehm war, dass ich sie zur Toilette hatte begleiten müssen, ließ sie sich nichts anmerken. Dennoch

verabschiedete sie sich wenig später und verschwand mit dem hübschen Nathaniel an ihrer Seite, der mehr als erleichtert schien, das *Eden's* verlassen zu können.

»Sonderbare Frau«, kommentierte Simon ihren Abgang.

»Kann man wohl sagen«, stimmte ich zu und stürzte den Rest meines Whiskeys hinunter. »Ich werde auch die Biege machen. Hast du noch was zu rauchen da?«

Er schüttelte lachend den Kopf. »Was du alles in dich hineinschüttest, geht echt auf keine Kuhhaut. Tut mir leid, Kat. Das meiste hab ich vorhin bereits Ben verkauft. Er gibt dir bestimmt was ab.«

Ich verdrehte die Augen. Da war ich mir nicht so sicher.

Simon nickte verstehend. »Jimmy hat gerade Feierabend gemacht und steht mit Sicherheit noch an der Hintertür, um eine zu rauchen. Er lässt dich vielleicht mal ziehen.«

Er grinste, und ich warf ihm ein dankbares Vampirlächeln zu, ehe ich mich nach hinten drängelte und durch die Vorratskammer zur Hintertür schlüpfte. Leider war Jimmy bereits verschwunden. Vor mir lag nur der spärlich beleuchtete Hinterhof des *Eden's*. Ich ließ die Tür hinter mir zufallen und ging an den stinkenden Mülltonnen vorbei auf die Querstraße zu, die mich um das Haus herum auf die Hauptstraße führen würde. Vielleicht würde ich doch noch bei Ben vorbeischaun. Oder einen der unzähligen Drogendealer auf der Straße ansprechen. Ich tendierte zum Zweiten. Plötzlich wurde ich brutal von hinten gepackt. Eine schwielige Hand legte sich um meine Kehle und drückte so fest zu, dass ich keine Luft mehr bekam.

»Ich hab schon auf dich gewartet, du kleines Lesbenerluder.« Heißer, nach Bier und Zigarette stinkender Atem streifte meine Wange. Die Stimme an meinem Ohr kam mir dunkel bekannt vor.

Ich wollte mich mit einer Drehung aus dem Klammergriff befreien, musste jedoch überrascht feststellen, dass mein Angreifer stärker war. Er zog meinen Kopf an den

Haaren so weit nach hinten, dass ich kaum schreien konnte, und rampte mir mit aufgeregtem Schnaufen ein Messer in den Rücken. Unerträglicher Schmerz schoss durch meine Wirbelsäule und raubte mir den Atem. Meine Beine knickten wie dürre Zweige unter mir weg. Ich wäre ungebremst zu Boden gegangen, hätte er mich nicht an der Kehle festgehalten. Mein Angreifer zerrte mich zurück zu den Mülltonnen. Noch bevor er mich umgedreht hatte, und ich sein Gesicht sehen konnte, wusste ich, dass er kein Mensch war. Und auch kein Vampir.

Die Leseprobe hat dir gefallen?
Hol dir das E-Book in einem der
zahlreichen, bekannten Onlineshops.

Viel Spaß beim Weiterlesen.

Schattenrot

Sandra Florean

Zwei Frauen. Zwei Welten. Eine Freundschaft.

Seit Jahrhunderten herrscht Krieg zwischen Vampiren und genetisch mutierten Menschen, die eigens geschaffen wurden, um die Vampire zu vernichten. Als die unbändige Vampirin Kat der Seherin Seraphina begegnet, ahnt sie anfangs nicht, dass diese eine Mutantin ist. Obwohl sie aus verfeindeten Welten kommen, freunden sich die ungleichen Frauen an. Schon bald kommt Kat dadurch nicht nur einer jahrelangen Lüge auf die Spur, sondern muss sich ihren Gefühlen für ihren verhassten Schöpfer Victor stellen ...